

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Allerlei Neues zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-338689](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338689)

## Allerlei Neues zu Spaß und Ernst.

### Der Schutzengel.

In dem Frieden zwischen Napoleon und Oesterreich vom Jahre 1806 hatte letzteres das Land Tyrol an Bayern abtreten müssen. — Die Tyroler, von jeher eifrige Anhänger an das Kaiserhaus Oesterreich, erhoben sich aber im Jahre 1809 gegen die fremde Herrschaft und machten sich, wie sich von selbst versteht, mit besonderem Groll und Haß über Jene her, die im Namen des neuen, unbekanntenen Landesheeren das Regiment geführt hatten und, wie männiglich bekannt, nicht immer auf die gewinnendste, ja nicht einmal auf eine politische Weise.

Am selben Tage als die Bayern Innsbruck an die Bayern verloren, ward von einer Truppe aufständischer Tyroler, die sich etwas verspätet und schon die Kunde erhalten hatten, daß ihre Gefellen in der Stadt bereits aufgeräumt hätten, das Gerichtshaus Schönberg im Stubaythal überfallen. Der einzige Beamte dieses kleinen Postens hatte sich nicht geflüchtet. War die Verwirrung und die Gewalt des geheimgehaltenen Aufstandes zu rasch über ihn hereingebrochen, machte es ihm das Vordringen der Landstürmer aus dem Wippthale, die alle an seiner Wohnung auf der bekannten Heerstraße vorübertobten, unmöglich, oder glaubte er sich sonst sicher: — kurz, am Mittage des zwölften Aprils pochte es plötzlich unhöflich laut an seiner Thür, und ehe er zu öffnen Zeit fand, hatten es die ungeduldigen Besucher in ihrer Weise gethan, nämlich mit einem Schuß auf das versperrte Schloß. Ebenso ungeziemend lautete ihr Gruf: „Haben wir Dich aufgefunden in Deinem Fuchslotze?“ — hieß es, „wart“, wir wollen Dich herausziehen, wie die Buben die Grillen!“ und dazu fehlte es nicht an einer Litanei von ausgiebigen Ehrennamen, wie sie damals beliebt waren für die Nachbarteute von jenseit der Scharnitz.

Der Aktuar erkannte in den zudringlichen Gästen beinahe lauter Leute, welche vor sein Forum gehörten. Das Stubaythalgericht hatte die bayerische Regierung aufgehoben und dafür von Innsbruck aus einen einzelnen Beamten hingesetzt am Schönberg, der mit Thalleuten auf halbem Wege die dringlichsten Handel abmachen konnte. Es hatte dieß Verfahren viel übles Blut erzeugt bei

den ungekämten, trügigen „Bauern“, und weil denn Leute ihres Schlages sich allzeit an das Näherliegende halten und entferntere Ursachen in ihren Würden lassen: so meinten sie, an dieser Verkümmernung und Verletzung ihrer alten „Ruchelgerichts-freiheit“, sei Niemand schuld, als der Aktuari am Schönberg, dem gewiß ihr Thal zu schlecht und langweilig wäre. Nun sollte er dafür büßen.

Obwohl für den ersten Augenblick unwillkürlich erschrocken und bestürzt, hatte sich der Beamte halb gesammelt und entschlossen aus den Fäusten zweier Paar Buben, die ihm Brust und Arm ersast hatten, sich losmachend, trat er demjenigen unter den Bauern, der ihm der Wortführer zu sein schien, ganz nahe auf den Leib.

„Bist Du auch dabei, Gallhofer!“ rief er demselben, einem bejahrten, recht ehrsam aussehenden Manne zu. „Schämst Dich nicht, mit dem Gesindel Gemeinschaft zu machen? — Was wollt Ihr von mir?“ — Hatte nun auch der Gallhofer nicht übel Lust sich Etwas von dem rebellirenden Volke mit einem scheelen Seitenblicke zu entfernen, so antworteten an seiner Statt unerschrocknere Bursche: „Wer redet da von Gesindel? Ihr selbst seid die ärgsten Gaudiebe, und Du bist nicht der Faulste darunter gewesen! Wir werden jetzt ein Vernehmungsfreilichen aufnehmen und Dir ein Urtheil ablesen; kurz und gut: Schlagt ihn todt, den Teufel, hängt ihn auf — schießt ihn nieder!“

Die Rotte schien nur noch zu wählen, welcher dieser Vorschläge in Ausführung zu bringen sei. Der Bayer verlor aber seinen Muth nicht, vielmehr wachte ein gewisses Bewußtsein in ihm auf, und laut fragte er die lärmenden Dränger:

„Weshalb vergreift Ihr Euch an mir. Hab' ich Einem von Euch Unrecht gethan, ein falsches Urtheil gesprochen, je Einen in seinem Frieden gestört? Rede Einer, wenn er kann.“

Sie konnten ihm nicht mit einem ehrlichen Ja antworten; der Aktuar hatte immer seine Pflicht gethan; die Anmaßungen seiner Amtsgenossen abgewehrt, ja sogar den Bauern Manches hingehen lassen, was wider die Neuerungen seiner Obern war. Gerade aber, weil sie im Unrecht waren, mochten sie nicht mehr von ihrem meuterischen Vorhaben absehen. Und hatte er nicht einen nichts-

nuzigen Vorgänger gehabt? War er nicht ein Bayer, ein Schreiber, — ein Herr? — Also todt geschlagen!

„Das Predigen woll'n wir Dir schenken!“ schrie ihm ein trunkenen Bube entgegen; — „richt' Du Dich g'scheidter zum Weichten! Du wirst igt schleunig erschossen!“ „Was Weichten? — So ein lutherischer Schelm, — der fährt dem Teufel ohne Weg' in den Dachen!“ verwies ihn ein Anderer, und mit einem Lärmen, bei dem Keiner sein eigenes Wort verstund, stürzten sich die Landstürmer alle auf den wehrlosen Mann.

Den faßte nun aber auch die gerechteste Entzürstung. Er war noch jung, das kalte Blut erhigte sich, mit aller Kraft riß er sich los, er wehrte sich und suchte einem der Bauern die Waffe zu entreißen. „Schändliche Hunde!“ knirschte er, „das ist Guer Muth?“ — aber schon lag er zur Erde; und unter dem Geschrei: „Hinaus mit ihm, auf den Anger!“ — schloß ihn nieder!“ ward er aus dem Hause geschleppt.

Eine jener seltsamen Launen, in welchen ein aufgestandenes Volk im dunkeln Gefühl seines Rechtes gerade den niedrigsten Aeußerungen seiner Rache des Siegel eines allgemein gerechtfertigten Urtheilspruches ausdrücken will, erhielt für diesen Augenblick dem bayerischen Aktuar das Leben. Ein Kolbenschlag hätte der Wuth der Bauern Genüge leisten können; — sie meinten aber, ihre That zu heiligen, wenn sie den Mann nach soldatlicher Rechtsform hinrichteten.

Was vom Volk am Wege und in den Häusern war, lief zusammen, als die Stubayer mit ihrem Gefangenen aus dem Gerichtshause stürzten und

ihn nach dem Plage zerrten, den sie zur Vollstreckung ihres Rechtspruches gewählt hatten. „Was gibt es?“ fragte man. „Den bayerischen Bauernschinder erschließen wir!“ hieß es, und da hing sich schnell Alles, was laufen und kriechen konnte, an die Fersen der Landstürmer, Weiber und Kinder, Einheimische und Fremde. Unfern dem obern Birzshause rechts an der Straße breitete sich die Wiese aus, deren spärlich keimenden Rasen das Blut des Bayern tränken sollte. Der Unglückliche erkannte es mit jedem Schritte, der ihn seiner Richtstätte näher brachte, mehr und mehr, daß es für ihn keine Rettung mehr gab. Kläche und wilder Jubel schlugen betäubend an sein Ohr; seine ganze Besinnung krampfte sich in dem Einen Gedanken zusammen: „Du mußt sterben.“ — Er gedachte seiner Heimath, er dachte an den Abschied von Vater und Mutter, wie er hinausziehen mußte in das fremde Land als Beamter, wo ihm damals die beiden Eltern das Geleit gegeben hatten weit hinaus von dem Heimathsorte, seine Eltern, die sich nun mit der Freude die alten Tage fristeten, den Sohn in Amt und Brod zu wissen. — Er meinte vor Schmerz zu vergehen; — doch auch dieser Gedanke entwich, seine Sinne verwirrten sich, er mußte jetzt von fremden Händen aufrecht erhalten und fortgeschleppt werden.

Die Lobenden rissen die Umzäunung nieder, um zugleich in den Anger dringen zu können, und hier sank nun der Arme in die Kniee; die Todesangst überwältigte seine letzte Kraft.

„Da schaut!“ spottete ein Bauer — „er gähert seine Seele aus vor lauter Verzagen und Furchten. Der elende Mensch ist gar keinen Schuß Pulver werth!“ Diese Worte hörte der Bayer. Gewaltsam raffte er sich auf. „Wo muß ich hintreten?“ fragte er, und die Nächsten bei Seite stoßend, schritt er rasch vorwärts in das Feld und wandte sich auf Schußweite gegen die Landstürmer.

Der todesstrenge Muth des jungen Mannes machte diese betreten. Da stand er mit aufgerissenem Gewande, verächtlich und lähn zugleich sie anblickend und laut rufend. „Nun — warum schießt Ihr nicht?“ — Was lähmte ihre Arme, was trübte ihre Augen? Dennoch bligte jäher Born in Etlichen auf; lautlos blieb das Volk, sie schlugen an und — mit dem Rufe: „Jesús Maria! — haltet ein — nicht schießen, nicht!“ stürzte ein Bauernmädchen aus dem Haufen und vor den Verurtheilten nieder, die gefalteten Hände den Schüssen entgegenstreckend. „Was ist's? — Zurück! — Red', was willst Du?“ schrien diese nun durcheinander und umringten die Weiden. Die Dirne aber bat mit aller Macht der rührendsten Stimme: „D — thut ihm Nichts, — laßt's ihn leben! Um Gottes Willen schenkt ihm Pardon!“



„Was geht Dich der bayerische Herrenteufel an?“ fragte einer dazwischen.

„Mich? — Alles, Alles! Wir haben uns gern, — ich bin sein Mädel, — er wird mich heirathen! O, du unsere liebe Frau von der Waldrast, hilf mir ihn erretten, — ich sterb' sonst mit ihm!“

Des geänstetsten Mädchens Bekenntniß befremdete die Männer nicht; — sie hatten oft genug das Liedlein gehört oder gesungen, das damals im Volk umging:

„Die Bayern und die Bauern  
S'an allweil in Stritt,  
Die Mädeln woll'n bayrisch sein  
Die Bub'n aber nit.“

Nicht, ohne für die aufrichtige Treue und Anhänglichkeit der Dirne etwas zu empfinden, was sie günstig stimmte, betrachteten die Bauern das tootenbleiche zitternde Wesen — das sich jetzt dem jungen Bayer an den Hals geworfen und mit ihrem Leibe den seinen decken zu wollen schien.

„Die arme Haut zittert wie Espenlaub“, meinte Einer; ein Zweiter dagegen tobte: „Wenn man die Bayern wollt' leben lassen, die ein Tyrolermädel haben, kämen sie Alle davon!“ Doch seine Rede wirkte eher erheitend als erbigend. Einzelne lachten; dazu antwortete die fecke Maid:

„Wenn man Dir Deinen Schatz abschlachten wollt', würdest Du wohl auch ein Wort drein reden! Schämt Euch — Curer so Viele über den Ginen! Und — den braven Menschen ermorden, der keinem Hähnlein je ein Leib's gethan hat! Macht Euch fort nach Sprung und rauft Euch mit den Soldaten, wenn Ihr für Etwas seid! Laßt meinem Buben sein Leben und mir meinen Schatz, — 's wird Euch Gott vergelten! Laßt mich nicht umsonst reden!“

Noch eine Weile zögerten die Bauern; dann riefen Viele: „Necht hat sie, — laßt ihn laufen, — 's heißt Nichts das blutige Thun und Wäthen!“ Andere lachten, Einige begehrten nach der Stadt zu ziehen, — plötzlich stäubten Alle aus einander und zurück nach den Häusern.

Die Wiese war leer. — Der gerettete Bayer zog das Mädchen mit sich fort nach einem Fußsteig hinter dem Orte.

Der fragte jetzt: „Mädchen, bist Du von dieser Welt? Du bist ein Engel! Wer bist Du? Rede! Wie heißt Du?“

Die Tyrolerin wies den Drängenden sanft von sich. „Das gilt ja gleich!“ sagte sie „Gottlob, daß ich die Gewaltthätigen erkillt habe. — Aber haltet Euch nicht auf. Ocht dem Wege nach, Ihr kommt da zum Rehrersteig über die Sill hinüber nach den Ellbögen, dort findet Ihr sicher bayrische Soldaten! — Es kennt Euch auch Niemand. — Ihr seit gut aufgehoben!“

„Gott lobn' Dir's“ — entgegnete der Bayer — „Doch, — sag' mir, wer Du bist, — ich bitte Dich!“

„Ein armes Tyrolermädel“ lautete die Antwort, und mit schnellem Laufe wandte sich die Jungfrau nach dem Dickicht zur Seite, in welchem sie schnell den Blicken des Bayern ent schwand.

Niemals mehr sah dieser feinen Schutengel, erfuhr auch ferner nicht das Geringsste von dem Mädchen, das er früher eben so wenig je gesehen, oder gekannt hatte.



### Das Mummelchen.

(Dialekt der Gegend des Mummelsees.)

Obe uf de Hornesgriede isch e See, de mer de Mummelsee heißt, denn vor Ziten hen Mummelsee oder Seewible drin g'wuhnt. E junger Hirt het mengmol in der Näh si Kühe un Schaf g'hüet, un e Liedele g'sunge. S'isch e sufrer Bue gsi, mit gele gruse Härle un e me G'sichte wie Milch un Bluet. Emol, gege Obed, do chummt e Jungfrau zu em, ime grüne G'wand, un über de Jöyfe het sie en Schleier trage. D' Jungfrau sezt sie zu em Hirte änd seit: 's'isch do guet lenze, s' Moos isch weich, un s' weicht e küel Lüfili us de Tanne her.“

Der Hirt het nit s' Herz, ebbes z' antwornte; so e schüns Frauebild het er si Lebti nit g'sehne, un 's wurd em fascht wunderli d'Sinn. Do gukt sie em a mit ihre große, schwarze Aue, und mit ihrem Mündle, wie Grise so roth, und seit: „Mögscht mee nit e Liedele singe? do hobe hört mer nix as de wilde Waldbögel.“ Em Hirt isch 's jußt nit singert gsi, aber er het do ang'fange:

Es schwimmt e Röseli, so wiß wie Schne, Gar lusti dört uf em schwarze See, Do glückelt numme ne Sternli runter, So duckt's au gli si Köpfe unter.

Witer het er nit singe künne; denn 's Mummelsee het en ang'schaut mit eme Paar Aue, der Schnee us de Gründe wär schu im Merze dervun g'schmolze. Wenn mer aber Hir zuem Strau thuet, so brennt's, un mit em Löschle isch's so e Sach. Kurz un guet, der Hirt verplumpert si ins Seewibel, un sie isch au nit vo Stahl un Ise gsi. Aber alles in Ehre. Sie hen kurzweilt und Narrethei triebe, un am End isch der Hirt feck worre, un het em Mummelsee e Schmißle gen, un sie hat em seldrum d'Aue nit austrakt. Beim Abschied aber het se zu em g'seit: „Wenn i au emol nit kum, so bleib mer vum See weg, und rief mer nit.“

E Zit lang isch's so gange, un der Hirt het g'meint, der Himmel wär jetzt allewil klar blicke, aber hinter em isch e gar schwarze Wolf ufgestiege. Emol läßt si mi Mummelsee zwei Tag mit

fei Aue mer sehne, un do isch's em Hirte winne  
un wehe worre; denn mit der Lieb isch's, wie  
mit em Heimweh; mer kann debi nit ruege noch  
raschte, un mer soit glaube, böse Lüt hättes em  
angetue. Z'lehscht kanns der Hirt nimme ushalte,  
un lauft an de See: do gucke en d' Seerösel an,  
as wenn se Mittid mit em hätte; er merkt's aber



nit, un ruft d'  
Jungfrau beie  
Name. Auf einmal  
wurds Wasser  
unrueblig un us  
em See kummt e  
Zetergeschrei, un  
er färbt sie mit  
Bluet. De Hirte  
wandelt e Grus-  
sen an, er lauft  
in d' Verri ni,  
wie wenn en e  
Geischt jage thät, un vun der Zit an hat mer  
nix meh vun em g'sehen no gehört.

#### Mißverständnis.

Arzt. Wie haben die verordneten Blutegel  
angeschlagen?

Patient. Angeschlagen? hm, sie haben  
mir so verteuftel übel gemacht, daß ich mich auf  
den Dritten habe schauderhaft erbrechen müssen.

A. Erbrechen? Ja, was haben Sie denn  
mit den Blutegeln angefangen?

P. Angefangen? Sie haben mir dieselben  
doch verordnet. Damit sie nun gut zu nehmen  
seien, hat sie meine Frau in einen dicken Eierkuchen  
gebakken. Die Eier schmeckten gut, aber von den  
Blutegeln habe ich nur zwei von dem Duzend  
hinuntergebracht, bei dem Dritten mußte ich mich  
trog des ärgsten Drückens fast halbzerrissend  
übergeben. Das Halsgeschwür ist aber richtig  
aufgegangen und die Entzündung ist vorbei.

A. Ha, ha! nun auch gut. Da hat mir  
aber Einer leghin das verordnete Fußwasser mit  
Salz und Asche, weil der Schnappsbruder glaubte,  
ich hätte Fußelwasser gemeint, gefossen und ist  
fast darauf gegangen.

P. O, lieber Herr Doktor, ich glaube, daß  
die Mißverständnisse in der praktischen Heilkunde  
eben so viele Menschen vom Tode retten als um-  
bringen.

Der Arzt räusperte sich, spuckte aus, zog die  
Tabaksdose, nahm eine Prise, nießte dreimal,  
wünschte dem Patienten baldige Genesung und  
murmelte beim Fortgehen: Ein Schelm verdirbt  
nicht.

#### Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Alles mit Unterschied! Es gibt Sünden, die  
sich vom Vater auf den Sohn, von der Mutter  
auf die Tochter forterben, nicht bloß, weil die  
Sünde im Blut steckt, sondern auch, weil Vater  
und Mutter im Bewußtsein ihrer eigenen Jugend-  
sünden nicht den gehörigen Ernst anwenden können.

Z. B. den Vater besucht ein guter Freund  
und sie reden miteinander von der Schlacht bei  
Waterloo, vom Bonaparte und vom Marschall  
Vorwärts und dem Herzog Wellington, und,  
wie es zu gehen pflegt, endlich auch von ihren  
Bubenstreichen, von den guten Birnen und Äpfeln,  
die sie in des Nachbars Garten aufgelsen haben.  
Das Bublein sitzt hinter dem Ofen, und soll seine  
Sprüche auswendig lernen oder den Katechismus,  
denn er ist morgen Montag und der Herr Schul-  
meister hat starke Stecken und eine schwere Hand.  
Wie aber der Vater so lustig erzählt, so vergißt  
das Bublein, daß es vor acht Tagen Schläge  
bekommen hat, lernt seine Sprüche nicht, sondern  
paßt auf und verliert kein Wort. Den andern  
Morgen hat es schon den Weg in des Nachbars  
Garten gefunden und seine Pflaumen überschüttelt.  
Denn — denkt es — hat mein Vater Aesel ge-  
stohlen, so wird es auch nichts zu bedeuten ha-  
ben, wenn ich Pflaumen stehle; die einen sind so  
gut als die andern.

Oder: Die Mutter trinkt gerne Kaffee und der  
Vater will's nicht leiden; denn der Kaffee ist  
theuer, und was sein Weib dem Krämer bringt,  
kann er nicht in's Wirthshaus tragen. Also  
verkauft die Mutter heimlicher Weise ein Simri  
Kernen und handelt Kaffee dafür ein und trinkt  
ihn, wenn der Mann beim Schoppen sitzt.

„Gilt's dir, so gilt's auch mir!“ sagt die Toch-  
ter, denn ihre Kameradin hat ein neues Halstuch  
bekommen und so ein's muß sie auch haben; weil  
aber der Vater kein Geld hergibt und die Mutter  
kein's übrig hat, so sucht die Tochter auch den  
Weg auf den Kornboden, oder damit's der Va-  
ter nicht merkt, zur Flachsfleite und verkauft, was  
nötig ist, das zu einem Halstuch reicht.

Also fällt der Apfel nicht weit vom Stamm.  
Aber es gibt auch Sünden der Eltern, die in  
den Kindern just das Gegentheil erwecken.

Z. B. der alte Hans ist ein Geizhals, wie es  
wenige gibt; wenn alle Väter ihren Kindern et-  
was vom Markt heimbringen, er nicht. Wenn  
am heil. Abend in allen Häusern die Lichter an  
dem Tannenbäumchen brennen und es hängt voll  
Lebkuchen, Äpfeln und goldenen Nüssen — beim  
Hans nicht. „Hat nicht der Vierling Äpfel  
beuer 12 Kreuzer gekostet und die Nüsse gar 20  
Kreuzer, und beim Zuckerbäcker ist ohnedem Alles  
theuer. Was brauch't's die Unkosten!“

„Wart', Vater!“ — sagt der kleine Jakob für  
sich hin, der mit neidischen Augen in des Nach-

bars Stube hinüberfahret, wo Alles glänzt und schimmert und seine Schulkameraden springen und jubeln. — „Wart, Vater! wenn du einmal stirbst und ich erbe deine Kronenthaler, so will ich's hereinbringen.“ Und er bringt's auch herein oder vielmehr hinaus, nämlich die Kronenthaler, und hängt in 20 Jahren seinen Kindern auch nichts an den Baum; denn er ist mit dem Verschwenden noch bald fertig geworden als sein Vater mit dem Ersparen. Und der kleine Jakob ist nicht der erste Sohn eines Geizhalses, der ein Verschwender geworden ist, und wird auch nicht der letzte sein.

Aber so viel bleibt dennoch wahr am Spruchwort:

Schlechte Väter und Mütter haben selten wohlgerathene Kinder; sind es nicht die gleichen Sünden, so sind es dafür andere, und es ist nur eine Ausnahme; wenn die Kinder den Weg des Friedens später noch finden, den sie zu Hause nicht kennen und lieben gelernt haben.

### Geschichte vom Sackpeter.

Weiberlist geht über alle List. Das ist gewiß wahr; denn gar mancher Mann weiß davon nur zu gut erzählen. Weiberlist ist aber auch die mannfaltigste; das muß zweimal wahr sein. Denn der Eine erzählt davon mit langer Nase, der Andern mit hohen Hörnern, der Dritte ohne Hosen, der Vierte tüchtig verpantoffelt, und das Schönste dabei ist, daß Jeder meint, er sei allein so pffiffig, nicht überlistet werden zu können und also sein süßes Hauskreuz nicht merkt. So lange es so steht, mag es hingehen und die Weiberlist mag sogar wünschenswerth sein, wenn sie zum Guten führt, wie bei dem Peter von Koppel am Rhein, der nunmehr Sackpeter heißt. Im Uebrigen ist aber Liebe besser als List, denn diese macht dann das Haus voll Kreuz und Glend.

Wie aber unser Peter zum Sackpeter geworden ist, das soll er uns selber erzählen, da er jetzt zu dem einstigen bösen Spiele ein lachendes Gesicht macht. Seine Erzählung ist: Als ich so in den Zwanzigern war, voll Kraft und Saft, gut tanzen konnte, (auch wußte die Pelzkappe auf Krakel zu setzen und trotz einem Studenten zu rauchen,) da ging mir das Herz auch auf, nahm Reißfuß durch die Augen und flüchtete sich in den Busen der Viktor, des Gilmüllers rothbackige, schlanke Tochter. Die Viktor hatte auch schon hie und da einen verstohlenen Blick auf mich geworfen und da konnte es sich nicht fehlen, indem sie ohnehin nicht von kaltem Eis war, daß sie bald so was Warmes im Herzen für mich verspürte. Wie's so geht, man will's nicht sein, ist doch und kommt durch Zufall öfter als sonst zusammen. So geschah es auch auf dem Markte in Ettenheim. Auf dem Heimwege, richtig sind

wir auf einmal allein beisammen und plaudern gar traulich mit einander. Die Viktor hielt in Nichts gern hinter dem Zaune, und so sagte sie, sie hätte Nichts dagegen, wenn ich ihr Mann werden wollte. Ei, warum denn nicht, sagte ich, wollte ihr die Hand reichen, merkte aber, daß ich sie schon hatte; sie schlug ein und da unsere Eltern Nichts dagegen einzuwenden hatten, feierten wir bald darauf die fröhlichste Hochzeit. Das



war ganz lustig und am Himmel muscirt eine große Menge Basgeigen. Aber ich war ein wunderlicher Patron, das muß ich sagen und dazu noch ein rechter Hiskopf. Anstatt zu wünschen, befahl ich und wollte meine Viktor auch ihre Meinung geltend machen, donnerte ich: der Mann ist des Weibes Haupt, damit basta! Meine Viktor hatte aber auch ihren Kopf und zwar einen, auf den sie nicht gefallen war, also protestirte sie immer heftiger. Ich dachte, kurz und gut ist das Beste, schlagen Worte nicht, schlägt der Stock, und mache richtig im Zorne dem Streite durch den Stock ein Ende. Das war garstig und sehr vom Nebel, das auch von Tag zu Tag größer wurde und um so ärger, je weniger meine Viktor sich auf die schlagenden Beweisgründe einließ.

Da aß ich einmal im Zorn eine kalte Leberwurst und trank Wasser darauf. Was geschieht? Ich werde am ganzen Leibe, wie mit Messeln gepeitscht. Das brannte und suchte ganz erbärmlich. Was thut meine Viktor? Sie zeigte ein so großes Mitleiden mit mir, als ob ich ihr nie wehe gethan, sondern immer Alles nur Liebes und Gutes gewesen wäre. Fast bis zu Thränen gerührt, sagt sie: Lieber Peter, gegen die Messelsucht ist Nichts besser, als wenn man, wie uns der liebe Gott erschaffen, in einem Mehlsack schlüpft, der Mehlsack heilt Alles. Ja, der Mehlsack hat Alles geheilt, das war ganz wahr. Ich stecke mich

also hinein und lasse mir den Sack am Halse so fest zubinden, daß kein Stärklein, viel weniger ich heraus konnte. Da holte meine Viktor einen tüchtigen Besen und ich dachte in aller Unschuld, sie werde das Zimmer fegen wollen. Aber was thut sie? die nicht faul, stellt sich vor mich hin, stemmt die Arme in die Seiten und beginnt: Mit dem Maß, mit welchem man misst, wird Einem wieder gemessen. Die Bibel lügt nicht. So hast du empfangen, und patsch, rechts, patsch, links, saugt es mir um die Ohren, daß mir Hören und Sehen verging und die Stockzähne wackelten. Ich fluche und strample in dem Socke, daß der Staub davon flog und mache so recht eigentich die Häuse im Sacke. Sie lacht und sagt: So, der böse Geist ist noch nicht aus dir gefahren und bearbeitet mich dermaßen mit dem Besen, daß ich von der Nesselsucht nicht das Geringste mehr verspüre. An der ganzen Länge des Rheines wohnt kein Dreckscher, der so wacker drein schlagen kann, als es da meine Viktor that. Es war zum Erbarmen und die Steine hätten Thränen des Mitleides so groß, wie Straußeneier weinen mögen, aber das kümmerte sie nicht.

Da ging mir das Herz zum Zweitemal auf und wie gab ich meiner Viktor so süße Worte, als damals, in einem Athemzuge war sie tausendmal meine liebe Viktor. Sie hat mir später gesagt, ich hätte ein so erbärmlich verliebtes Gesicht dazu gemacht, daß sie gleich hätte weinen und lachen mögen. Aber sie that, als ob sie kein Deutsch mehr verstünde und als ob ich eine leibhaftige Wanke wäre, so ging es drauf: patsch, patsch, puff! Als ich glaubte, die fatale, besenrächige Liebeserklärung hätte ein Ende, sagte sie: Alterle! halbe Arbeit ist keine. Das war nun das geliebene Brügellkapital, ein ehrlicher Schuldner zahlt auch die Zinsen. Sie zahlte so ehrlich und gründlich, daß mir keine Rippe, kein Fleckchen an ganzen Leibe ungebläut blieb. Der Sack kam mir vor, wie eine lose Haut, und so machtlos er mich machte, wünschte ich doch, in zehntausend anstatt in einem zu stecken. Zentnerschwer fielen mir da meine Brügellünden auf das Herz und alle Becksackeln der Welt hätten mir den Sag: daß Eintracht und Liebe, nicht Haber und Streit, den Kindern Häuser bauen, in ein helleres Licht stellen können, als mein eigenes aufgestöbertes Gewissen. Und als mir der letzte Stoßseufzer: O, liebe Viktor, entfuhr, ließ sie nach, warf den Besen, band den Sack auf und enteilte. Ich aber aus dem Sack heraus, in die Hofen hinein, meiner Viktor nach — und wie versteinert stand sie da, als ich sie umarmte und bei allen Heiligen schwur, daß fortan keinerlei Haber, noch vielweniger so abscheuliche Thätlichkeiten in unserem Hause vorkommen sollen. Sie umhalste mich und weinte. Was ich aller versprochen, habe ich bis zur Stunde

treulich gehalten. Wolte auch wieder einmal der Hitzkopf aufbrausen, klopfte meine Viktor mir zufröhlich auf die Schulter und sagte schelmisch: Peter, hast du wieder die Nesselsucht? Als die Geschichte rührbar wurde, haben auch andere Weiber durch dieselbe Frage ihre zornigen Männer beschwichtigen wollen, es soll aber nicht immer so gut wirken, wie bei mir. Item die Kur war gut und wenn mich auch die Leute mit „Sackpeter“ necken, so läßt mich der Hausfrieden doch gerne Alles ertragen und vergessen.

Der Hausfreund aber meint: Gut ist's, wenn die Kur geholfen hat, doch besser, wenn man kleiner solchen bedarf, sondern vornherein und immer Herz und Kopf durch echt christliche Liebe zügelt und leitet.

### Der pffiffige Polizeidiener.

Das „Fechten und Betteln ist hier bei Strafe verboten“ kann man allenthalben an Pfosten und Straßenecken lesen, wenn man eine Reise macht. Die Handwerksburschen lesen es auch und fechten doch. Das Weidenlassen ist auch befohlen, aber ohne Geld nur schwer auszukommen, und die Noth bricht Eisen. So ging es einem armen Teufel von Handwerkerburschen, der Hunger trieb ihn zum Fechten. Wo Geld ist, ist der Teufel los, wo aber keines ist, ist er zweimal los und als unser Bursche eben wieder vorsichtig in ein Haus hineinschleichen will, um ein Kreuzerlein, Stücklein Brod oder warmes Süpplein für seinen kalten Magen zu ersuchen, packt ihn ein Polizeidiener beim Arme und sagt: Halt er Freund, dahin geht nicht der rechte Weg nach Hamburg, sondern direkt auf die Polizei. Der Bursche war aus der muthvollen Funst, von der man böswillig sagt, daß neunundneunzig auf ein Loth gingen und machte ein ellenlanges Gesicht. Er soll fünf und vierzig Kreuzer Strafe zahlen und hat doch nur dreißig, was also anfangen. Der Polizeidiener ist wegen des Mangels in größerer Verlegenheit als der Geselle, denn man schüttelt so fünfzehn Kreuzer nicht gerade aus dem Ärmel heraus. Da kommt ihm der gute Gedanke, den Lurfschen noch so lange fechten zu lassen, bis er die fehlenden fünfzehn Kreuzer beisammen habe, gibt ihm diese Weisung, und setzt sich einseitig in den Döfen, wo er ihn erwartete, ein Schöpplein auf den guten Gang zu trinken. Der Geselle denkt: Ein pffiffig Luder von einem Polizeidiener, geht ungenirt von Haus zu Haus, von einem Ende des Städtleins bis zum andern und zu diesem hinaus. Draus sagte er aber zu einem Städtler: Seid so gut und richtet einen schönen Gruß aus an den Polizeidiener im Döfen und ich wäre nun auf dem rechten Wege nach Hamburg. Dazu erzählte er ihm noch die Geschichte von den fehlenden fünfzehn Kreuzer. Der aber ging absonderlich vergnügt in den Döfen, der

Polizeidiener aber ganz absonderlich mißvergüügt draus raus.

### Wozu Grenzsteine auch gut sind.

So ein Grenz- oder Markstein hat immer zwei Lesarten; auf der einen Seite steht „m e i n“ und auf der andern „d e i n“, und ein ehrlicher Mensch respektirt das Mein und Dein, auch wenn kein Stein dazwischen ist, indessen bei langfingerigen Menschen durch den Stein die Finger wachsen von dem Mein zu dem Dein. Solchen klopft man aber auf die Finger, wenn man sie nämlich erwischt und macht ihnen, wenn sie durchaus den Unterschied zwischen Mein und Dein nicht begreifen lernen, durch einen Strich den irdigen Verstand stille stehen. Aber nur für die kleinen Spitzbuben ist der Strich, die Großen sagen, ich bin Herr und nehmen Land und Leute ganz ungenirt hinweg. Da hat man denn das Zusehen und Hineinsehen, wie die Deutschen in das deutsche Elsaß und in Lothringen. Und weil man denn z. B. das schöne Münster in Straßburg nicht wegnehmen kann, so stellt man den steinernen Erwin, dessen Erbauer, in Steinbau auf einen Hügel und läßt ihn über den Rhein nach seinem Werke schauen. Das Mein und Dein machen sich aber verschiedene Menschen auf verschiedene Weise nutzbar. So z. B. stellt sich der Advokat zwischen das Mein seines Klienten und das Dein seines Gegners und schlachtet beiden die Wölle so lang, bis sie alle in den Zähnen seines Kammeres hängen geblieben ist. Ein Bettler hat sich aber den Nutzen der Grenzsteine auf ganz eigene Weise angeeignet. Wenn man vor einigen Jahre bei Konstanz in die Schweiz ging, konnte man ganz sicher sein, von einem schenbar Krüppelhaften angebettelt zu werden. Er saß auf dem Grenzsteine und kam ein badischer Polizeimann, so drehte er sich ganz gleichmüthig auf die schweizerische Seite, und kam ein Schweizer der ihm das verbotene Handwerk hätte niederlegen können, so versetzte ihn ein kleiner Ruck auf die badische Seite, und so machte er die Polizei von zwei Staaten auf einem einfachen Steine zu schanden. Aber es ist ein altes Sprichwort, der Krug geht zum Brunnen, bis er zerbricht, im Kleinen wie im Großen, d. h. beim Rüben dieb, wie beim Länderräuber. Sigt so auch der Bettler auf seinem sichern Horte und denkt nur an die einzusammelnden Kreuzer, nicht aber an den Fall, an den nämlich, daß von beiden Seiten der Herren Länder die Polizei angerückt kommen könne. Aber da geschieht dies wirklich, was thun? So wie so kommt er in die Klemme. Da denkt er nur so viel: Die Schweiz ist für so Viele ein Asyl, es muß drin nicht übel sein, und dreht sich rechts um in die Schweiz hinein. Die Liberalität der Schweiz

ist aber nur von Seiden in ihren Fabriken und die, welche Geld bringen, sind ihnen, wie überall, auch lieber, als die, welche etwas wollen. Also macht der Schweizer nicht lange Federlesens mit dem Bettler und „haben wir dich einmal“ nimmt er ihm die Krücke und treibt ihn vor sich her auf die Polizei, so freigebig mit Nippenstöcken, als ein Hund mit seinen Klößen. Drum bleibe im Lande und nähre dich redlich und schlag dir die allerlei Grenzgeschichten aus dem Kopfe.

### Die Gemeinderathsversammlung.



(Sonst und Jetzt.) „D, döß kann ich Dir schon sagen, Schulzebau'r, daß ich vor lauter Schreiberei bald außsäßig werd'! Wie einfach ist das Kemtle bei mein's Vater selige Zeiten gewesen. Sieh' da hat mein Vater selig, der alt Gemeindepflegger am End' vom Jahr d' Gemein'drechnung einfach mit Kreide auf den längsten Tisch im Wirthshaus g'schrieb'n, links d' Einnahmen und rechts d' Ausgaben, und in der Mitt' 'n Strich. Drauf hat man der ganza Gemeind' in's Wirthshaus g'schrien, und jeder Bauer hat von der Rechnung Einsicht g'nommen, und halt zum Zeiche, daß er einverstanden war, auf 'n Tisch gespuckt; und wie das der Leht' hat thun g'habt, hernach hat der alt' Gemeindepflegger mit 'm Rockärmel die Rechnung ausgepugt. So hat man damals d' Gemein'drechnung abgelegt, und's Dorf is a nit z' Grund gange!“

### Bestrafte Eitelkeit.

Vornehme Leute haben aus müßiger Zeit allerlei wunderliche Gedanken. Wenn sie lange vor dem Spiegel gestanden sind, oder zum Fenster hinausgegaßt haben, so wollen sie vor lauter Langweile auch noch im Hause eine besondere Unterhaltung, die den Kopf nicht anstrengt, haben.





So fiel es auch einem Judenbaron der badischen Residenzstadt ein, neben den Lakaien auch einen Papagei zu haben. Denn so ein gar spasshaftes Federvieh, kann sich nicht allein, wie andere Vögel, an seinen Krallen aufhängen, sondern auch an seinen krummen Schnabel, lernt sogar schwätzen, Hunde- und Kagenschrei nach machen. Kurz so ein Papagei ist ein wahrer lebhafter Spassvogel und kann vollständig die in Abgang gekommenen Hofnarren ersetzen. Dann hat er noch den Vorzug vor einem Hofnarren, daß er erstens nicht so kostspielig und zweitens der Herrschaft nur sagt, was sie ihm vorgesagt, und keine kitzlichen Wiße macht.

Der Herr Baron wollte einen echten Spassvogel haben, d. h. einen Modepapagei, und ließ ihn daher aus der Weltmodestadt, nämlich Paris, kommen. Affen und Papageien soll es in Paris ganz besonders echte und viele geben in und außerhalb der großen Menagerie. Der bestellte Papagei mußte mit der Post reisen, dieweil es damals noch keine Eisenbahnen gab. Die Postfahrerei war aber von jeher sehr langweilig, besonders wenn man keinen Schlaf hat, und das hatte unser Papagei nicht. Er machte daher zur Unterhaltung allerlei Manöver in seinem großen Käfig auf der Dilligence und aller Welt wollte er, wie ein Handwerksbursche, der auch in Paris drein war, seine pariser Weisheit auskramen. Das verdros die Postillone und da sie wußten, daß er auf Kosten und Gefahr eines Judenbaronen reise, riefen sie ihm immer zu: Schweig Jude! Als ob ein Jude kein Mensch wäre und nicht auch reden dürfe, wie andere Leute. Aber ein Postillon weiß

Nichts von Emancipation und von Feinheit gar Nichts, und traktirt die Passagiere, wie Gefangene, oder wie ihn sein Herr traktirt. Der Papagei mußte aber die bittere traurige Erfahrung machen, daß der Diener eines mißliebigen Herrn gerne Schläge bekommt. Der Papagei verstand indessen die Peitschenhiebe leh und meinte, er sei in die Hände von Schulmeister gerathen, die ihrer Weisheit gerne Nachdruck durch den Sock geben und die un- aufgeknahten Nüsse in ihrem Kopse gerne auf der Schüler Köpfe aufklopfen — und lernte daher ganz eifrig schwätzen: Schweig Jude! Und er lernte es so gut, daß er es nie mehr vergessen hat. Er konnte aber noch allerhand, so z. B., wenn man ihn anredete: Guten Tag Jocko, antwortete er: empfehl mich, Herr Baron. Dies entzückte den Judenbaron so sehr, daß er bei jeder Gelegenheit sich von seinem Papageien Herr Baron schelten ließ. So hatte er auch einmal, wie das in großen Häusern Sitte ist, wo fremde Leute helfen müssen, das genug drauf geht, große Bäfte oder Gesellschafts-Gäfte, wie wir Leute sagen. Nach vielem Hin- und Herreden über das Wetter, Theater, die neueste Mode, Hunde, Vögel und Jagden, kam auch die Reihe an den vortrefflichen Papagei. Der Herr Baron sagte, der Papagei sei geschickter als mancher Professor, ein so extraordinäres Thier gebe es auf der ganzen Welt nicht mehr weder über noch unter der Erde. Erwartungsvoll stellte sich die Gesellschaft um den großen Käfig; aber der Papagei war übel gelaunt, denn selbst Spassvögel haben ihre üblen Launen. Guten Tag, Jocko, sagte wiederholt der Herr Baron, der Papagei aber besah sich die Gesellschaft und schwieg. Nun, Jocko, sagte der Baron, hast heute deine Stimme verloren? Der Papagei schwieg. Ei, so sag mir doch was Schönes, lieber Jocko, schwäch doch! sprach zudringlich der Baron, und fuhr raselnd über die Gitterstäbe. Da sperrte der Papagei den krummen Schnabel weit auf und krächzte: Schweig, Jude!

O weh, o weh, wie war der Herr Baron verblüfft. Er hätte aber auch wissen können, daß Lakaien und Papageien oft gar ärgerliche Dinge sind.

#### Das Gespenst.

Wenn man zu zweit ist, sollte man füglich stärker sein, als wie allein und sollte auch den Weg nach Hause besser finden. Aber dem ist nur so, wenn von den Zweien nicht Einer in dem Andern steckt und die Zwei also nicht nur auf zwei Beinen, sondern hübsch neben einander, jeder auf zwei sichern Füßen geht. Die Wahrheit dieses Sages hat schon mancher erfahren, auch des Stefens Jörg im Münsterthal, dem hie und da schon

alle Sterne am Himmel zu Sternschnuppen geworden sind, so daß er meinte, er werde über den Mond stolpern und deßhalb die Knie bis an die Nase hinaufzog und wenn auch nicht in seinem tanzenden Sternenhimmel, doch in den Straßen-graben fiel.

Heute am Sonntage hatte er sich im Badhause zu einer gar lustigen Gesellschaft eingefunden. Er wollte baden und er nahm ein doppeltes Bad, nicht in der Badwanne, sondern zuerst ein Schweißbad auf dem Tanzboden und dann ein Kneißbad in feurigem Naß. Die Würfel tanzten auch rastlos, schwitzten aber nicht und wurden doch über und über naß; denn sie wälzten sich im vergossenen Weine. Und wie der Stein um so schneller den Berg herab rollt, je länger er fällt, so läuft auch der Wein um so schneller die Kneise hinab, je mehr daran schon die enge oder weite Bahn gebrochen hat. Jörg verstand den Handel und er trieb ihn heute ganz eifrig, weil er verbohrt war; denn des Toni Seppel hatte unbefugter Weise mit Jörgs Schatz getanzet und sogar noch schlechte Witze mit demselben gemacht. Das ist gewiß himmelschreiend für eine verliebte Bauernseele; bei den Städtern geht noch mehr als dies an, indem diese Leute aus purem Anstand keinen Anstand an dergleichen alltäglichen Dingen nehmen.

Kurz und gut, Jörg ließ seinen Zorn an Würfel und Wein aus und beide rächten sich hinwieder an ihm. Die erstern leerten seine Tasche und der zweite führte ihn in ein volles Kalkloch, als er die Gesellschaft des Verdrusses und Weines über-voll verließ, um den Heuboden, sein gewöhnliches Lager bei solchen Um- und Krummständen, aufzusuchen. Das Kalkloch war auch gar ungeschickt angebracht, einmal neben dem Wege und dann noch vollends neben dem Wege bei einem Wirthshause. Zudem war es stockfinster und die Gasbeleuchtung im Kopfe ist auch eine kuriose, indem sie die Laternen dunkel, statt helle macht; eine andere hat man aber im Münsterthale nicht.

Schon der Kulenspiegel hat gewußt, daß bei jedem Unglücke auch ein Glück sei. Das hat auch der Jörg im Kalkloche erfahren und noch oben-drein, daß des Lebens ungetrübte Freuden keinem Sterblichen zu Theil werden. Der Kalk war erst am vorigen Tag abgeldocht worden, darum noch weich, und obgleich er bis an den Kopf darinstack, so konnte er doch darin herumwatscheln, wie die Kröte im Schlamm, oder besser, wie eine Wildsau im Abbricht. Er schrie, aber man schrie im Wirthshause noch ärger, und die Leute der Umgegend sind bereits so daran gewöhnt, daß sie darauf nicht mehr achten, oder sich höchstens auf die andere Seite im Bette legen und sagen oder denken: Da hat einmal wieder Einer Ginen.

Der Jörg hatte also vollkommene Zeit, den Kalk ganz gründlich durcheinander zu wühlen und seine große, heillosen Sammlung von Klüchen loszulegen,

bis Hilfe zu erwarten war. Aber wer so tüchtig zechen kann, wie der Jörg, der kann auch noch Etwas mehr — er arbeitete also drauf los und arbeitete, daß er schwitzte, ärger denn auf dem Tanzboden, und arbeitete sich richtig eben aus dem Loch heraus, als die andern Beschbrüder fast zungen- und heinlahm daherpaddelten. Der kalkweiße Jörg eilt auf sie zu; denn er wäre gerne abgewaschen gewesen. Die aber erfährt ein panischer Schrecken, und als ob sie keinen Wein gesehen, geschweige denn getrunken hätten, stieben sie auseinander, der Eine dahin, der Andere dorthin und macht auch zwischen hinein einen Burzelbaum, die weil der schwabelige Bauch hie und da das Gleichgewicht verlor. Der Jörg konnte sonst springen mit seinen langen Beinen, wie ein Windhund, aber der Kalk hatte seine Hosen ausgefüllt, und so gelang es ihm nicht, Einen der Fliehenden zu erfassen. Er wußte daher endlich nichts Besseres zu thun, als sich in den Bach hineinlegen und diesen den Freundschaftsdienst des Abwaschens versehen zu lassen.

Den andern Tag erzählte man schon auf ein paar Stunden im Umkreise, beim Bade sei es nicht geheuer, denn es habe ein Gespenst den Michel in das Mistloch gejagt, der Jafel sei von ihm so darnieder geworfen worden, daß seine Nase so platt, wie ein Kronenthaler; der Stoffel habe das Schlüsselfloch vor Angst nicht schnell genug finden können, sei durch das eingeschlagene Fenster zum Hause hinein und habe sich fürchterlich zerschunden; der Peter habe sich in den Saustall retirirt und sei erst bei Tagesanbruch wieder heraus und so von Jedem ein anderes Stücklein.

Der Badwirth hat gegen das Gespenst protestirt von wegen dem Kommen der Gäste und hat gesagt, der pure Wein sei dran schuld gewesen, denn er habe ausnahmsweise ganz starken und ächten gehabt. Ein Schelm sagte: Noch niemals hätte der Badwirth so wahr gesprochen, als diesmal, wenn es mit dem puren Wein auch gerade nicht so genau genommen werden dürfe.

Der Jörg aber ist mäusehinstill dazu gewesen und hat in die Faust hineinlacht, wenn von dem Gespenste die Rede war.

#### Gute Antwort.

Bei seinem faulen Herumschlendern kam ein Klüchling zu einem Schweizerposten, der an der Constanzer Brücke stand. Der Schweizer hatte gar große Schuhe an und der Klüchling wollte sich darüber lustig machen, indem er sagte: Freund, Ihr habt gar nette Schuhe, sie mögen stinke Büße machen!

Der Schweizer aber sagte spöttlich: Laffe, die Schuh sind zum Stahnebleiben und nit zum Davonlaufen.

### Friedrich der Große und der Candidat.

Ein Candidat der Theologie hatte sich verständig bei dem Könige wegen einer erledigten reichen Pfarrfründe gemeldet. — Als der Candidat unter vielen tiefen Bücklingen seine Bitte um Anstellung vorgebracht, frug ihn der König: „Was ist er für ein Landsmann?“ — „Ein Berliner, Ew. Majestät.“ — „Da bekümmt Er die Pfarre nicht: — die Berliner taugen alle nichts.“ — „Erlauben Majestät“ — versetzte der Candidat, „wenn die Berliner in der Regel nichts taugen, ich kenne zwei die eine Ausnahme machen.“ Und die wären? — „Das sind Ew. Majestät und ich.“



— Er scheint mir nicht auf den Kopf gefallen zu sein, sagte Friedrich, der solche Antworten liebte. — Der Candidat hatte ihn gefallen und erhielt die Pfarrstelle.

### Ein ächt fürstliches Herz.

Man erzählt, daß Kaiser Joseph in Wien einer armen, kranken Frau, welche ihn für einen Doctor hielt, ein Recept verschrieben habe, nicht für die Apotheke, wohl aber konnten darauf beim kaiserlichen Zahlamte fünf und zwanzig Dublonen erhoben werden. Der Hausfreund kann aber seinen lieben Lesern ein Geschichtchen erzählen, das doch noch schöner und rührender ist, als das von Kaiser Joseph und der armen, kranken Frau. Daß unser seliger Großherzog Leopold ein Menschenfreund und Helfer in der Noth war, wie selten Einer, das wissen wir Alle. Und ist er bei uns Allen in gesegnetem Andenken, so haben ihm die Dankesthränen der Armen und Nothleidenden ein Ruhebett bereitet, werth einer Fürstengruft, doch viel dauerhafter. Denn wenn diese auch schon lange dem Schicksale alles Vergänglichlichen anheimgefallen sein wird, wird ewige Seligkeit dies Ruhebett dem seligen „Gütigen“ in reichem Maße gewähren.

Kennen wir nun Alle die unermülich helfende Herzengüte Leopolds, so wissen doch nicht Alle, daß er im Spenden zuweilen so weit ging, daß in seiner Kasse auch kein rother Heller mehr war und er bei seinen Brüdern Geld entlehnen mußte. Sich selbst vergessend, nur dem Wohle Anderer lebend, das ist es, was das edle Herz, den wahren Freund der Menschheit auszeichnet. Und wie im Leben, so im Tode. Und da dürften die Wenigsten unser eigentliches Geschichtlein wissen, das wir jetzt erzählen wollen und zwar mit einer

Freude und einem Stöße, als ob wir auch Theil hätten an dem Ruhme und dem Gotteslohn der edeln, fürstlichen That.

Mit argen Schmerzen und großen Leiden hatte vor seinem Tode der gütige Fürst auf seinem Krankenlager zu kämpfen. Da stand noch um Mitternacht der Leibarzt vor des Fürsten Bette und hätte gar gerne geholfen und hat doch leider nicht helfen können. Als mit blutendem Herzen dem Gütigen Trost zuspricht, fragt ihm dieser: Kennen Sie wohl auch noch Jemanden, dessen Lager so schmerzreich ist als das meinige. Antwortet der Leibarzt: Gütigster Fürst, groß sind Ihre Leiden, doch ist ein Mann hier, der wohl ebenso große Schmerzen erdulden muß und dessen Krankenlager dazu noch von Stroh ist. Sogleich ergriß der Fürst, vergessend den eigenen Schmerz, den Schellenzug neben seinem Bette und als die Dienerschaft kam, befohl er, augenblicklich ein aufgerichtetes Bett sammt Bettstätte aus dem Schlosse zu nehmen und dem armen, kranken Manne, von welchem der Leibarzt gesprochen, zu bringen. Dies geschah Nachts um ein Uhr und die Glocke schlug noch nicht zwei, lag der arme Kranke schon in dem fürstlichen Bette. Aber nicht bloß gut liegen sollte der Arme, auch gute Pflege sollte er haben und dazu kamen mit dem Bette fünfzig Gulden aus der Kasse des gütigen Fürsten an.

Was meint der Leser, was der arme Mann in seinem Glende für ein Gesicht gemacht haben mag, als die Männer mit den rothen Röcken so in finsterner Nacht mit dem seidenen Bette mir Nichts, dir Nichts, angerückt kamen, es in seine Stube stellten und sagten: das schickt sein guter Großherzog, da soll er hineinliegen und wieder gesund werden und da sind auch noch fünfzig blanke Gulden, damit er sich gut verpflegen lassen kann.

Wie, muß man da nicht schon aus lauter Freude gesund werden? Jedenfalls hat in selbem Augenblicke der Kranke keine Schmerzen mehr, wohl aber im Herzen ein inniges „Gottvergelts“ verspürt. Wir aber sprechen aus dem tiefsten Grunde unserer Seele dazu: Amen.

Und merkt nun der liebe Leser, warum der Hausfreund so ganz besonders stolz auf dies Geschichtlein ist? Weil er rühmen kann, daß sein seliger Herr einer der allerbesten Hausfreunde war, ein Fürst, der seinem Volke nicht allein Nichts schuldig blieb, sondern es sich zu dem größten Danke zu verpflichten wußte. Und wer von uns ist nicht mit dem Hausfreunde stolz auf dies Geschichtlein, auf Leopold dem Gütigen, seinen seligen Herrn!

### Hujus mensis.

So geht es, wenn man kein Latein versteht, oder vielmehr wenn man, wie unsere deutschen Beamten mit unsern deutschen Bauern, mit Jeman-

den in einer Sprache redet, an der man viele Jahre herum studirte, ohne selber sie eigentlich sprechen zu können. Ja, so geht es, wenn so ein lang gelehrter Richter meint, ein Bauer müsse von selbst verstehen, was kaum er versteht, noch weniger seine Schreiber. Aber das lateinische Recht ist das rechte Recht und darum müssen die deutschen Richter auf deutschen Rechtsstüben von deutschen Richtern gegenüber von deutschen Rechtsuchern verlateinisch werden.

Da sitzt der Bürgermeister Winkler von Winkelhausen und blättert hinten und vornen und überall im Kalender herum und kann's nicht finden, was er sucht. Er zerbricht sich den Kopf, aber ganz umsonst. Der Herr Oberamtmann hat ihm ein Decret zugesandt und ihn auf den 17. hujus m. vorgeladen. Was ist das für ein Tag, der 17. hujus m.? Sollte es gar ein Schalttag sein, daß er nicht im Kalender steht. Da hat es noch lange Zeit, denkt der Bürgermeister und bleibt zu Hause. Da kommt eine zweite, eine dritte Vorladung, allemal auf einen andern hujus und das verrückt dem Bürgermeister den Verstand ganz und gar. Er bleibt aber hübsch zu Hause trotz Drohung und Strafe; denn er weiß ja nicht, wann er den Amtskittel anziehen und den Weg zum Amtshause unter die Füße nehmen soll. Endlich wird ihm die Geschichte zu arg, der hujus bringt den ganzen Gemeinderath in Verzweiflung; er packt also alle seine hujus zusammen und stieft damit an einem beliebigen Amtstage in's Städtle. Im Amtshause angekommen, fährt ihn der Herr Oberamtmann auf eine ganz unzweideutige, deutsch grobe Art an und beweist ihm aus dem lateinischen rechten Recht und allen deutschen Rechten, daß er ein Schlingel und Blegel von Bürgermeister sei, der seine Obrigkeit nicht zu respektiren wisse. Der gute Mann weiß nicht, wo ihm der Kopf steht und stottert endlich heraus: Er habe den hujus im Kalender nicht gefunden, er müsse kein Heiliger gewesen sein, er stehe nicht darin. Da halten Amtmann und Schreiber die Bäuche, damit sie vor Lachen nicht zerplagen; der Bürgermeister aber hätte aus der Haut fahren mögen vor Aerger und Scham und er hatte so Etwas von „verfluchte Narren von Federkielreiter“ auf der Zunge, hat es aber herzhast hinuntergeschluckt.

Als der Oberrechtshandhaber und die Rechts-handhaberehelfer sich satt gelacht hatten, sprach der Herr Oberamtmann: Glück er Gesel, der hujus ist ein Heiliger, wie er ein Stück Rindvieh; das hujus m. ist lateinisch und heißt vollständig auf gut deutsch: hujus mensis, d. h. dieses Monats. Nun habe er die Nase drauf und lese: den 17. hujus m. heißt: den 17. dieses Monats. Und nun pack er sich und komm zur Zeit.

Der Bürgermeister war am Ende noch froh, auch Etwas von der Amtsherren Latein gelernt

zu haben und hatte so aus der Geschichte mehr gelernt, als der lateinisch gelehrte Herr Amtmann, welcher nach wie vor nicht einsah, daß die lateinischen Brocken für unsere deutschen Bauern und alle Nichtlateinischen Nichts taugen, am allerwenigsten in unsern deutschen Rechten.

### Die prophetische Warnung.



Der Straubinger. So, Bruder Dresdener, da siehst du schon die Thürme der Liebfrauentirche von München; jetzt kannst du gar nicht mehr fehlen: du gehst grade aufs Sendlinger Thor zu, dann rechts in die Mülkerstraße hinein am Volkstheater vorbei, da wirst du deine Herberge bald finden. Sei aber auf deiner Hut, damit dier's dort nicht geht wie mir, denn in der Nacht hat mir's letzte Mal ein Kamerad meine goldne Uhr und meinen Geldbeutel gestohlen, und wie ich früh meine Pfeife stopfen will — weg war sie.

Dresdener. Nu so was lebt niche, Herr Seses, das is ja schrecklich. Ne, da soll mir Keener kommen, den wollt' ich scheene frigen, weech Kott.

Straubinger. Na behüt' dich Gott, behalt mich in gutem Andenken.

Dresdener. Adse Kamerad, ich danke vooch scheene vor die Gefälligkeit.

### Der gehörnte Dieb.

Von einem gehörnten Siegfried, der mit Riesen und Drachen kämpfte, eigentlich aber keine Hörner trug, sondern am ganzen Leibe bis auf ein Fleckchen zwischen den Schulterblättern hornen war, hat wohl Jeder schon gehört oder gelesen, von einem gehörnten Dieb aber vielleicht noch Niemand oder nur Wenige. Es ist aber auch eine seltsame Geschichte, bei welcher zu verwundern ist, daß man sie noch nicht auf den Jahrmärkten unter Begleitung einer Drehorgel herumtragen sieht. Obgleich lustig kann doch nebenbei daraus gelernt werden, daß für den Furchtsamen in Gefahr kein rettendes Kräutlein unter der lieben Sonne gewachsen ist.

Der Kraker und sein Ehegesponst waren solch furchtsame Leute; denn sie fürchteten sich vor Gott und Welt und hatten nur an schwachen Nähtsfaden das immer pochende Herz hängen. Daß sie sich vor Gott fürchteten, das ist gewiß sehr löblich gewesen; daß sie sich aber von dem Geringsten in der Welt leicht in das Bockshorn jagen ließen, das war ein Bissle zu arg. Sie waren so für ihr ängstliches Leben besorgt, daß sie bei einem Donnerwetter in den Keller flohen und sich in ein altes leeres Faß ohne Boden setzten, um ja recht sicher zu sein. Sie meinten wahrscheinlich, in einem leeren Faße verborgen sei man nicht in der Welt, wo uns überall der liebe Gott findet, wenn er uns haben will.

Wenn sich der Kraker, und so hieß er einer üblen Gewohnheit wegen, einmal in den Finger schnitt, so bekam nicht nur er, sondern auch seine Frau eine Ohnmacht, trotz dem, daß sie rotke Haare hatte. Machte Kraker aber einen dummen Streich, daß er zum Beispiel mit dem großen, vollen Suppenlöffel nach dem Ohre fuhr, anstatt in der weit ausgesperrten Mund und sich, wie ein kleines Kind, verschmierte, weil es ihn eben wieder juckte — wenn dann die rotke Ehehälste ihr Zungenwerk in Bewegung setzte, zu wettern anfang und eine Fluth dicker Hagelwetter, wie Tolpatsch, Schmierjockel u. s. w. über ihn ausschüttete: dann ward es ihm aus Angst ganz übel und sein Appetit so verborgen, daß er selbst bei seiner Leibspeise, den Nudeln, mindestens drei Fahrten weniger aß.

Die Kraker'schen Eheleute hatten keine Kinder bekommen, wahrscheinlich aus Furcht, sie möchten dieselben nicht erziehen und ernähren können, und doch waren es zwar nicht sehr dünne, aber doch recht fleißige Leute. Sie bewohnten mit der Susel ihrer alten Magd, ein kleines, etwas abseits gelegenes Häuschen, das ihnen Alles in Allem war, d. h. Haus, Scheuer, Stall, Holzremise u. s. w.

Es war um die Zeit, wo die kleinen Bauern schon ihr Getreide ausgebrochen und auf dem Speicher in Säcken haben, weil es doch bald in die Mühle muß, als in finsterner Mitternacht der

Kraker schwer aufstöhnte, seine Ehehälste, die süß schnarchte, aufweckte und folgendes Gespräch anzettelte:

Er: Ehe, wachst du, oder schläfst! hörst du Nichts, es rumpelt.

Sie: S'ist ja Morgen Sonntag, was brummt denn schon so früh.

Er: Ehe, horch, es rumpelt was die Stiege hinauf, ich zittere an Leib und Seele.

Sie: Jockel, sei doch geschribt, s'ist noch lange nicht Tag, noch finster, wie in einer Kuh.

Er: Ehe phantastir doch nicht, wach auf! Es poltert die Stiege hinauf, als ob es ihrer zwei wären, zwei Spitzbuben.

Sie: Spitzbuben! heiliger Chrysostomus, Diebe! Jockel steh doch auf.

Er: Ey, ich kann kein Glied mehr rühren vor lauter Schrecken, gib mir meine Hofen.

Sie: So, gelt wenn Einer unter dem Bette steckte und mich beim Fuße packte, den nicht einmal du anrühren darfst, steh du auf, oder mach Lärm.

Der Kraker konnte aus Bangigkeit nicht schreien, die Stimme versagte ihm ihren Dienst; die Ehe gleichfalls nicht. Beide wälzten sich verzweifelt im Bette herum, bis, plumps, der Jockel auf dem Boden lag und strampelte, ohne aufstehen zu können. Er hatte sich aus Angst so in das Ober- und Unterbett verwickelt, daß man ihn daraus nur, wie einen Krebs aus der Schale, hätte befreien können. Die andere Ehehälste aber stieß einen Schrei des Entsetzens aus, glaubte, ihr lieber Kraker ringe auf dem Boden mit einem Mordbrenner, faßte Muth und warf all ihr Bettzeug, sogar Nachtmüze und Sack, ja fast das Hemde noch auf den vermeintlichen Feind, richtete sich hoch im Bette auf, deckte den Rücken durch die Wand, pistirte alle Fingernägel und nachdem sie dieselben tüchtig befunden hatte, streckte sie die Arme zum Angriffe aus. Dies war Alles blitzschnell geschehen. Der Kraker aber schwitzte aus Angst beide Bette durch und stöhnte und jammerte und wälzte sich um und um, jetzt den Kopf, dann die Arm, dann die Beine, dann die Rippen und die Bettladstollen anschlagend.

Da kommt mit schwachem Lampenlicht und auf leisen Zehen die Susel geschlichen, sieht erstaunt die kampferüstete Herrin und stolpert richtig über den verummten Herr. O, Jesus, Maria und Joseph, keucht die Susel, hin und her getrieben von der lebendigen Walze, immer die Lampe, wie eine Kriegsfahne, hoch in die Höhe haltend. Der Kraker muß Muth bekommen haben, denn er glaubte sich von einem Dieb erfaßt und wälzte sich wüthend um und um, indessen sein Angstgeschrei wie ein ferneres Echo tönte.

Wie die Krake vom Tische auf eine Maus springt da die Herrin hinzu, faßt die Susel beim Arme, richtet sie auf, klemmt den Kraker zwischen

die Beine — und — o, du verwickelter, halberstickter basenberziger Krager, was hatten die geängstigten Weibskente für eine Noth mit dir, bis sie dich aufgewickelt, athmig und muthig gemacht hatten! Sobald er Luft schöpfen und stehen konnte, hielt er sich auf schlotternden Beinen mit beiden Händen an seinem Schatten an der Wand und wimmerte: Diebe Spigbuben, Nordbrenner!

Die Eusel machte Anstalten, laut auf zu schreien: denn hätte sie den Mund noch ein wenig weiter aufgeperrt und wäre das Lampenlicht nicht gar so düster gewesen, so hätte man ihr, von Zähne nicht gehindert, ungenirt bis in den Magen hinunter schauen können — oder die negligirte Herrschaft gab ihr mit tuschenden Händen das Zeichen zum Schweigen und die Herrin stopfte ihr das halbe Leintuch in den Mund.

Als sie sich etwas erholt, und gegenseitig verständigt hatten, auch überzeugt, daß kein Dieb mit geschliffenem Dolche unter dem Bette, streckten sie alle drei flüsternd die Köpfe zusammen, wie man dies häufig bei Gansen sieht, wenn sie eine große Heimlichkeit mit einander, oder einen Kampf bestanden haben. Auch gibt es Leute, die es gerne in Gesellschaften so machen. Was sie beikommen haben, weiß ich nicht; man sah nur, daß Eines das Andere zur Thüre hinausschieben wollte und daß alle drei entseztlich zusammen fuhren, wenn es auf dem Speicher vorkam. Endlich huschte die Eusel zur Kammer hinaus und die Andern drückten sich in einer Ecke zusammen, wie nasse Hühner.

Nach einer ewig langen, todresbangen halben Stunde öffnete sich behutsam die Hausthüre und hereintrat Bastian, der Geisterbeschwörer mit geweihtem Würzwickel in der Hand, hindendrei die Polizei unter Bedeckung von der edeln Junit der Nachtwächter; auch ein Hündlein war dabei, des Büttels bissiges Mohrle, dem weder Dieb, noch Bettler unbekannt war.

Die Eusel hatte für alle Fälle gesorgt; sollte kein Dieb zu fangen sein, oder sich fangen lassen wollen, so mußte das Polstern nothwendig von einem bösen Geiste herrühren.

Der Schlachtplan war gleich entworfen, wie dies von muthigen Wählern und Schützern der öffentlichen Sicherheit nicht anders zu erwarten war. Das Mohrle mußte als Spürblänker voran. Der Büttel legte dem Bastian den Spieß auf die Schulter und schob ihn mit seinem Gespenster bändigenden Kränlein vor sich her. Dann kam Mann um Mann der Nachtwächterrotte, alle mit tüchtigen Waffen, Mistgabeln, Aexten u. dgl. versehen. Die Stiege war leider so schmal, daß der Muth des kleinen, aber heldenkühnen Heeres, sich Mann nach Mann oder im Gänzelaufe entwickeln konnte.

Kaum ist das Mohrle auf dem Speicher, bellt

es gewaltig drauf los und es entsteht ein Polstern und Trappen, als ob eine ganze Bande von Dieben droben hauste. Alle erzitterten und, o Wehe, das Mohrle rennt kläffend und heulend und wimmernd in verzweifelter Sage über die Helden hinweg die Treppe hinunter. Der Bastian hält ganz nutzlos sein geweihtes Kräuterbüschel dem anstürmenden bösen Geiste entgegen — ein mächtiger Stoß auf die Brust wirft ihn auf die Andern zurück. Ein fürchterliches Rumpeln und Schreien, als ob das Häuslein in sich selbst zusammenstürzen wollte, verräth aller Nachbarschaft auf zehn Häuser weit, daß ein schwerer Fall in des Kragers Hause geschehen. Wie ein Knäuel Gerärm lagen die Armen durcheinander unten, und schauten mit dem Beinen aufwärts. Die Mannschaft hatte sich indessen bald wieder ausgerichtet und erholt; Alle waren auf die zuletzt kommende Eusel gefallen und nur diese allein brauchte nachher den Feldscheerer. Sie fiel aber auch so hart auf, daß sie gewiß den letzten Zahn verloren hätte, aber sie hatte keinen mehr. Und der Dieb? Als die Nachbarschaft herbeigeeilt war, fand sie in Kragers Haus die ganze muthige Strypschaft sammt dem wimmernden Mohrle um einen stolzen Geißbock herum stehen. Er war der Dieb und hatte sich auch in diebischer Absicht aus dem benachbarten Stalle und auf dem Speicher geschlichen, wie gut war's, daß das Getreide in Säcke gefüllt war. Die Eusel wehklagte, hinkte herum, wie ein dreibeiniger Hund und betrachtete sich überall; der Büttel suchte wie ein Lürke, der Bastian las sein Kräuterbündel zusammen, das der Geißbock gemüthlich schon halber gefressen hatte; Andere lachten, daß ihnen das Wasser über die Backen herunterlief und das Zwergfell zerreißen wollte, wieder Andere foppten und spöttelten. Die Krager'schen Heuleute aber schauten in den lärmenden Wirrwarr hinein, wie ein steinerner Nevo-muk auf der Brücke in dem rauschenden Fluß. Der verhängnißvolle Bock aber wurde gleich des andern Tages aus ihrem Familienregister gestrichen. Später hat mir einmal der Krager auf Ehrenwort versichert, er kenne das Lied: „Wo Muth und Kraft in deutschen Seelen flammen“, nur von Hörensagen. Ob ich's ihm geglaubt habe?

### Der lustige Kapuziner.

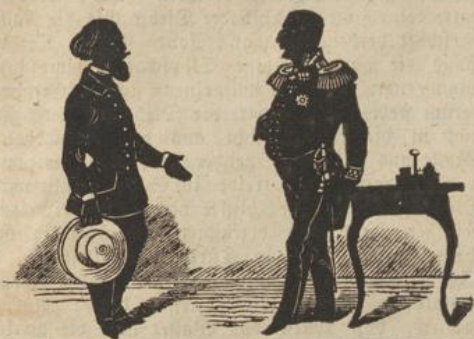
Ein Kapuziner hatte bei seiner Wanderung zu den Schmalztöpfen und Rauchkammern der Bauern nebenbei zu viel des süßen Weines in seine Kutte gegossen. Als er heim kam, wollte er Kurzweil treiben, gab sich vor diesem und jenem seiner Brüder mit einem Stocke die Stellung eines zielenden Schützen und schrie aus Leibeskräften: Biff! pass! puss!

Der Prior überraschte ihn, hatte aber die al-

len Vorgesetzten so nöthige Weisheit, nicht in der Aufregung zu strafen. Tags darauf kommt der Prior zum Mittagmahle, citirt den lustigen Kapuziner vor sich hin und diktiert zu dessen nicht geringem Erstaunen und arger Beschämung, sogleich seine Rolle von gestern Abend zu wiederholen. Was machen? Er nimmt den dargereichten Stoc und thut das Befohlene, doch anstatt des dröhnenden Piff, pass, puss, ließ er nur ein schwaches: Bst! bst! bst! hören.

Der Prior bemerkte, daß er auf diese Weise am vorigen Abend hätte keinen so großen Lärm verursacht. Der Kapuziner aber sagte: Lieber Herr Prior, gestern Abend hatte ich eben geladen, jetzt aber nicht.

Man lachte und war damit zufrieden — aber das Laden hat ihm für die Zukunft der Prior ernstlich verboten.



Ein General wollte sich malen lassen und gab seinem Sekretär den Auftrag, an einen berühmten Maler deshalb zu schreiben. Der Maler erschien und wurde dem General vorgestellt. „Wird er mich auch wohl treffen können?“ fragte der General hastig. — „D ja,“ erwidert der Maler, den die unhöfliche Anrede verdros, „Ew. Excellenz haben grobe Züge.“

#### Das verwunderte Bublein.

Ein Bublein aus dem badischen Kirchschen- oder Krisllande hatte, wie noch viele andere Buben, die saubere Gewohnheit, auf anderer Leute Bäume seine Krisslust zu befrüchtigen. Zum Gypsels eines hohen Baumes hinangeklettert, überraschte ihn eines Tages ein Donnerwetter. Vor dem Regen sicher zu sein und doch auch Kirchschen schmausen zu können, flüchtete er sich auf die Mitte eines der untersten Aeste. Da krachte es, daß der Baum zitterte. Alles war voll Feuer und plumps lag der Bube auf der Erde. Auf dem Rücken liegend, brummte der verdrießlich: Wer wird aber

auch wegen so ein Paar Krise einen solchen Speltakel machen!

#### Für baar Geld ist Alles feil, Und das Beste hat man umsonst.

Wenn eine Messe ist in Karlsruhe oder Mannheim, in Heidelberg oder in Offenburg, und die Kaufleute legen ihre glänzenden Waaren aus, goldene Ringe und Armspangen, kostbare Halsketten mit Perlen und Granaten; oder es ist auch nur ein Jahrmarkt in einem Flecken oder Städtchen, und die wandernden Krämer hängen ihre seidenen und baumwollenen Tücher aus, gelb und roth, grün und blau mit Blumen und Franzen, eins schöner als das andere; und die Drechsler kommen mit ihren Spielwaaren, Trommeln und Pfeifen, Steckenpferden und Peitschen; und am Rathhaus sitzen die Weiber mit frischen Augenwecken und Bregeln, mit Kirschen und Blaumen: — so sieht man nicht allein Kaufstübe, die Geld haben und bezahlen können; sondern es drängt sich wohl auch ein armes Weib durch die Gänge hindurch mit ihren Kindern; denn sie haben ihr keine Ruhe gelassen, bis sie mit ihnen auf den Markt gegangen ist, wo es so schöne Sachen zu sehen gibt. Von Kaufen ist keine Rede, denn die Mutter hat heute den letzten Groschen für ein Pfund Salz ausgegeben. Wie nun die Kinder neben ihr herlaufen und nach den schönen Spielsachen hindeuten — sie wären zufrieden gewesen mit einer Maultrommel oder Kreuzerpfife, — ist's der Mutter schon schwer um's Herz; aber es wird ihr noch schwerer, wie sie zu den Weibern an das Rathhaus kommen und der kleine Christoph zupft sie am Arm, denn er hat Hunger bekommen vom vielen Laufen — und sie sucht in allen Säcken und findet nichts als ein Ränflein schimmlichtes Brod, und gibt es dem hungrigen Kinde hin. Jetzt ist's für sie zu eng in der Stadt; hinaus unter Gottes freien Himmel und der Heimath zu!

Mit nassen Augen kommt sie zum Vater, der heute fast noch mehr gearbeitet hat als sonst, weil er hereinbringen wollte, was die Mutter um der Kinder willen hat versäumen müssen. „Es macht nichts,“ sagt er, wie sie ihm erzählt, daß es ihr so traurig zu Muth gewesen sei auf dem Markte; „es macht nichts, wir haben ja doch alle Tage uns noch satt gegessen mit unsern Kindern, und sie sind bisher bei ihrem schwarzen Brod und den Kartoffeln gesund geblieben, und werden so Gott will, auch ferner gesund bleiben; und wenn sie auch keine schönen Kleider haben, so haben sie doch immer gegen die Kälte sich verwahren können. Und hat nicht Jedes von uns ein Sonntagskleid, daß wir in die Kirche gehen können, und Gottes Wort hören von den Bö-

„geln, die nicht säen noch ernten, und der himmlische Vater ernähret sie doch; und von den Lilien des Feldes, die nicht arbeiten und spinnen, und doch köstlich gekleidet sind, als Salomo in aller seiner Herrlichkeit?“

„Laß du den Reichen ihre kostbaren Kleider und ihr köstlich Essen und Trinken; wenn wir einmal sterben, so sind wir so reich als unser Nachbar, der den Stall voll Pferde und Kühe, und den Kasten voll schöner Kleider hat, und Geld wie Laub, aber dabei ein hartherziges Gemüth, der den Darbenden die milde Gabe verweigert.“



„Das Beste hat man ja umsonst, wenn man betet und fromm ist und in den Wegen Gottes wandelt: einen gnädigen Vater und mitleidigen Heiland, ein seliges Ende im Glauben, einen sanften Schlaf auf dem Kirchhof und einst ein freudiges Erwachen in der andern Welt.“

#### Sündenlast die schwerste Last.

Der Kalife Hekkam, der die Pracht liebte, wollte die Gärten seines Palastes verschönern und erweitern. Er kaufte alle benachbarten Ländereien und bezahlte den Eigenthümern so viel dafür, als sie verlangten. Nur eine arme Wittve fand sich, die das Erbtheil ihrer Väter aus frommer Gewissenhaftigkeit nicht veräußern wollte, und alle Anerbietungen, die man ihr machte, geradezu ausschlug. Den Aufseher der königlichen Gebäude verdros der Eigensinn dieser Frau; er nahm ihr das kleine Land mit Gewalt weg und die arme Wittve kam weinend zum Richter. Ida Beschir war damals Richter (Kadi) der Stadt. Er ließ sich den Fall vortragen und fand ihn schlimm; denn obschon die Geseze der Wittve Recht gaben, so war es doch nicht leicht, einem Fürsten, der

gewohnt war, seinen Willen für die vollkommene Gerechtigkeit zu halten, zur freiwilligen Erfüllung eines veralteten Gesezes zu bewegen. Was that also der gerechte Kadi? Er sattelte einen Esel, hing ihm einen großen Sack über den Hals und ritt unverzüglich nach den Gärten des Palastes, wo der Kalife sich eben in dem schönen Gartenhause befand, das er auf dem Erbtheil der Wittve hatte erbauen lassen.

Die Ankunft des Kadi mit dem Esel setzte ihn in Verwunderung und noch mehr erstaunte er, als Ida Beschir sich ihm zu Füßen warf und sagte:

„Erlaube mir, Herr, daß ich diesen Sack mit Erde von diesem Boden fülle!“

Hekkam gab es zu. Als der Sack voll war, bat Ida Beschir den Kalifen, ihm den Sack auf dem Esel heben zu helfen. Der Kalife fand dieses Verlangen noch sonderbarer als alles vorige; um aber zu sehen, was der Mann vorhabe, so griff er mit an. Allein der Sack war nicht zu bewegen und der Kalife sprach: „Die Bürde ist zu schwer, Kadi, sie ist zu schwer.“

„Herr!“ antwortete Ida Beschir mit „Dreistigkeit, du findest diese Bürde zu schwer und sie enthält doch nur einen kleinen Theil der Erde, die du ungerechter Weise einer armen Wittve abgenommen hast; wie wirst du denn das ganze geraubte Land tragen können, wenn es der Richter der Welt am letzten Gerichtstage auf deine Schultern legen wird?“

Der Kalife war betroffen; er lobte die Freimüthigkeit des Kadi und gab der Wittve das Land mit allen Gebäuden, die er darauf hatte anlegen lassen, zurück.

#### Die Hochzeit.



Bei einem Hochzeitseffen brachte ein Gast die Gesundheit des Bräutigams und schloß den Toast mit folgenden Strophen:

Aufs Wohl des Bräutigams laßt uns ein Gläschen leeren,  
D möge dieser Tag noch oftmals wiederkehren!





Ein Ungar, der noch sehr wenig deutsch konnte, ließ einen Wiener Schneider rufen, um sich einen neuen Anzug zu bestellen. Dieser kam und nahm das Maß; nun trug der Ungar aber einen Rock mit vielen Knöpfen die enge auf einander saßen, er wünschte aber, auf dem neuen Kleid dies abgeändert zu sehen, was er dem Schneider auf folgende Art begreiflich machte: „Machen sie nicht Knopp, Knopp, Knopp,“ sondern machen Sie: „Knopp wart ä Bissel, Knopp wart ä Bissel.“

#### Die Wurst.

Kommen einmal auf der Landstraße zwei Handwerksbursche zusammen, und obgleich der eine aus dem Süden, der andere aus dem Norden Deutschlands war und sie sich in ihrem Leben noch nie gesehen hatten, thun sie, wie alte Bekannte und mit: Gräß Gott Bruder, wohin die Reise? Da und da hin! Nach auch mit“ ist der Freundschaftsbund geschlossen. Das ist eine schöne Sitte, daß der gleiche Weg und das gleiche Schicksal diese Leute selbst in wilsfremden Ländern sogleich verbindet. So sollte es unter allen Menschen sein, denn alle sind Pilger allhier und wollen und sollen denselben Weg, die große Straße zum Himmel wandern. Der Bruder Schmied und der Bruder Schneider, der Bruder Leim und der Bruder Kitt gefellen sich freundlich zueinander, erzählen einander von guten und bösen Meistern und Herbergen, von Liebes- und andern Händel, Länder, Sitten und Leuten und keiner kennt den schmutzigen Brodneid oder Geldstolz, wie er leider nur zu häufig unter den Meistern getroffen wird. Lehrjungenleben böses Leben; aber Gesellenleben lustig Leben, mag's auch durch dick und dünn gehen; denn der weiten Welt lacht stets ein weites, hoffnungsvolles Herz entgegen.

Der Eine war ein Preuße und Metzger von Profession; der Andere ein Schuster aus Schwaben, sie standen also durch das Leder noch in besonders enger Beziehung zu einander. Der Preuße that nach Preußenart: fein und vornehm; der Schwabe war halt ein Schwabe, und was er dem

Preußen nicht glauben wollte, das glaubte er eben nicht, ohne Verwendung von Berliner Wiederlegungsgründe. So kamen sie gut miteinander aus und noch besser darin, weil Beide an demselben Uebel litten, nämlich gar leere Taschen hatten. Begegneten sie einem vornehmen Reisenden ohne zweierlei Fuch, so streckten beide ihre Hüte aus, und indeß der Preuße fein bat: Wollens nicht von der Hüte sein und enem armen Reisenden gefälligst was geben, sagte der Schwabe: A armer Noasender biit um a Gabe! Bekam auch nur der Eine Etwas, so wurde dieses, wie alles Erfochtene, gleichheitlich getheilt. Sie hatten brüderlichen Communismus, in dem sich die Polizei nicht legte, wohl aber in das allenthalben verbotene Fuchten, wenn sie sich hätten erwidern lassen.

In einem Dorfe erhielt nun der Metzger anstatt der gebräuchlichen Gabe von einem Meister eine Wurst. Die Gesellen wollten dieselbe nicht lange herum tragen, weil es zur heißen Jahreszeit war, vielleicht auch aus einem andern Grunde. Die Wurst sollte also vertheilt und verpeist werden. Aber der Fuchs ist Fuchs, ob in seinem eigenen oder in einem anderen Felle. Also sprach der Preuße. Brüderchen, wenn's dir recht ist, wollen wir ein Späßchen mit der Wurst haben. Sprach der Schwabe: E'isch mer a recht. Schlägt der Preuße vor: Wollens die Wurst so theilen: Nimmst du enen Bippel in den Mund und saß ich enen Bippel mit den Zähnen, dann ziehen wir und was Jedem hängen bleibt, das soll er haben. Antwortet der Schwabe: Meinerhalben und schlug ein.

Wie gesagt, so gethan; Jeder saßte mit den Zähnen einen Bippel der Wurst. Spricht der Preuße durch die Nase und Zähne: Brüderchen, hast du den Bippel? Macht der Schwabe: Ja, und sperrt den Mund thorweit auf und um das Kinn des ziehenden Preußen hängt die Wurst, und leer aus geht der Schwabe. Der Schlaue lachte, der Schwabe aber will sich nicht foppen lassen, sagt: hab's gern gethan, schlägt aber dem Preußen Eine auf den Backen, daß ihm die Wurst entfiel, die ein Hund ausschnappte und damit davon rannte. Spricht zornig der Preuße: Was machst du Brüderchen? Sagt der Schwabe ruhig: Hab nur visittiren wollen, ob du auch gute Zähne hast, denn die Wurst dänkte mir hart. Sei zufrieden, daß ich auf einen Preußenwitz einen Schwabenstreich gesetzt habe, wir sind ganz gleich daran — die Wurst, die frißt der Hund. Das ist die Strafe; denn meine Mutter hat mir oft gesagt: treib mit Gottesgaben keinen Spas, noch Unfug.

Der Preuße war versöhnt, meinte aber, eine Predigt sei unnöthig, da schon die hungrigen Mägen eine gar eindringliche hielten. Und so wanderten sie brüderlich mit einander weiter, bis Jeder ein Plätzchen für sich fand.

### Ein Mann, ein Wort.

Der nachmals so berühmt gewordene holländische Admiral Ruyter stand in seinen jüngeren Jahren in den Diensten eines Kaufmanns, und wurde von diesem einmal als Supercargo, d. h. als Aufseher über die Schiffsladung und als Geschäftsführer seines Herrn nach Marocco geschickt, mit lauter seinem, wollenem Tuch. In Marocco aber herrschte damals als unumschränkter Gebieter ein Bey oder Fürst, der nach türkischer Weise, ohne Recht und Gericht, Herr über Leib und Leben, Gut und Blut aller Unterthanen war, und auch aller derer, die des Handels wegen in's Land kamen.

Dieser Bey kam eines Morgens mit seinen Hofleuten auf die Messe, und blieb vor Ruyters Bude stehen; er besah das Tuch, und ein extrafeines Stück fielt ihm besonders in die Augen.

„Was kostet's?“ fragte er.

Ruyter fordert den von seinem Herrn festgesetzten Preis. Der Bey bietet die Hälfte.

„Ich bin kein Jude,“ sagte Ruyter, „der die Hälfte mehr fordert, als die Sache werth ist, und sie dann natürlich auch um die Hälfte wohlfeiler loschlagen kann, als er gefordert hat. Bei mir gilt das Handeln nicht. Was ich fordere, ist fester Preis. Auch ist's nicht mein Eigenthum. Ich bin nur meines Herrn Diener.“

Das wäre nun überall in Ordnung gewesen, nur nicht in Marocco.

„Weißt du nicht, Christenhund!“ rief der Bey, „daß ich Herr deines Lebens bin?“

„Das weiß ich wohl, Herr Bey,“ sagte Ruyter; „aber ich weiß auch, daß ich nicht überfordere und daß ich als Diener meines Herrn die Pflicht habe, für sein Wohl zu sorgen und nicht an mich zu denken. Das will ich halten bis in den Tod, und — ihr kriegt das Stück nicht um einen Heller wohlfeiler! Thut, was ihr vor Gott verantworten könnt.“

Alle Kaufleute, die dieß hörten, erschrafen auf den Tod. „Adje, Ruyter,“ dachten sie, „wenn du morgen noch eine Weile rauchst, so muß dein Kopf ohne Leib rauchen können.“

Daran hatten sie sich verrechnet. Der Bey sah den jungen Mann mit zornfunkelnden Augen an, und alle Welt erwartete den kurzen Bescheid: „Kopf ab!“ Aber er sagte: „Ich gebe dir bis morgen um diese Zeit Bedenkfrist. Hast du dich bis dahin nicht anders entschlossen, so mach' dein Testament!“ Damit ging er. Ganz ruhig legte Ruyter das Stück Tuch zurück und wartete auf andere Kunden.

Da stürzten die Kaufleute herbei und riefen: „Um Gotteswillen, schenk ihm das Tuch! Schlägt er dir den Kopf ab, so ist dein Leben und deines Herrn ganzes Gut nebst seinem Schiff verloren.“

Was wird dann aus uns Andern? Gib ein Kleines und rette das Andre und dich!“

„Ich stehe in Gottes Hand,“ sagte Ruyter. „Wer im Kleinen nicht treu ist, wie sollt' er's im Großen sein! Verliert mein Herr durch mich einen Heller, so bin ich ein treulosser Diener. Ich weiche kein Haar breit.“

Ruyter dachte: „Lieber treu sterben, als treulos leben. Und droben im Himmel sitzt Einer am Steuerruder, der eine solche Gesinnung zu schätzen weiß. Der hat eine unsichtbare Schutzwehr für treue Seelen; das sind seine heiligen Engel.“

Am andern Morgen stand Ruyter heiter und ruhig in seiner Bude. Da kommt der Bey und hinter ihm geht Einer, der ist blutroth angethan und hat ein breites Schwert in der Hand.

Vor Ruyters Bude bleibt er stehen, sieht ihn grimmig an und ruft ihm zu: „Christenhund hast du dich besonnen?“

„Ja,“ sagte Ruyter. „Nicht einen Heller wohlfeiler geb' ich das Stück, als ich gestern gefordert. Wollt ihr mein Leben, so nehmt's, aber ich will sterben mit reinem Gewissen und als ein treuer Diener meines Herrn.“

Alle Leute hielten den Athem an, denn der im rothen Kleide befah die Schneide an seinem Schwert und lachte, wie der Teufel lachen mag, wenn er eine Menschenseele auf schlechtem, aber auf sicherem Wege zur Hölle fahren sieht.

Aber auf einmal ändert sich das Gesicht des Bey und wird plötzlich klar und heiter. „Bei dem Barte des Propheten! — ruft er aus, — du bist eine grundebrliche Seele. Ein treuerer Diener ist mir noch nicht vorgekommen, und, wollte Gott, ich hätt' so einen!“ Darauf wandte er sich zu seinen Begleitern und sagte: „Nehmt euch diesen Christen zum Muster!“ Zu Ruyter aber sagte er: „Gib mir deine Hand, Christ, du sollst mein Freund sein. Hierauf warf er einen Beutel mit Gold auf den Tisch und sagte: „Es ist, du darfst es glauben, gerade so viel, als du gefordert hast. Ich will ein Ehrenkleid von dem Tuche tragen zum Andenken an deine Treue.“

### Wie ein Physicus Hauderer wird.

So alt als der erste Arzt ist die Geschichte und dauert wohl fort bis zum letzten, daß das Publikum von den Aerzten angeführt wird, nämlich anstatt vom Krankenbette in den Garten des Lebens, in den Kirchhof. Anstatt daß der Patient nachher froh sagt: Ich lebe frisch, sagt ein Stein: Hier ruht er. Wer einen Quacksalber zu Hilfe ruft, muß sich in allen Fällen gefallen lassen, daß er angeführt werde. Aber auch der beste Arzt kann nicht in allen Fällen helfen, weil man überhaupt noch kein Kräuilein gegen den Tod aufge-

funben, kein Fränkchen gegen denselben und auch keine solche Pille erdenken konnte. Nie zu rechtfertigen ist es aber, wenn Ärzte unnöthiger Weise, anstatt einen Kranken von der Krankheit zu befreien, dessen Geldbeutel leer machen; denn hier kommt nicht die Arzneiwissenschaft in Betracht, sondern der schmutzige Geiz. Ein gewissenhafter Arzt will immer auf das wohlfeilste helfen und scheut dabei keine Beschwerden. Ein Schelm, nicht von Arzt, sondern andern Gelichters, kommt von weitem Wege bei Sturm, Regen und in tiefer, dicker Nacht in einem Amtsstädtlein an, ohne sein Ziel erreicht, noch Geld zu haben, durch einen Bierfäßler seine zwei wunden Füße unterstützen lassen zu können. Er wäre kein Schelm gewesen, wenn er sich nicht hätte zu helfen wissen. Er denkt: der Physikus hier ist auf das Geld, wie der Teufel auf eine arme Seele, erpicht; er hat schon manche unnöthige Fahrt gemacht, welche die Leute theuer bezahlen mußten, die Sünde wird nicht so groß sein, wenn ich ihn auch einmal anschmiere. Also geht er rasch auf des Physikus Haus los, zieht an der Klingel, und als es vom zweiten Stocke herabrufft: Wer da! Keucht er, wie der Gaul eines Feuerreiters: Schnell, schnell, Geburthülfe auf dem Lande thut noth.

Während der Physikus Pferd und Chaise richten läßt, verwickelt der Schelm den Kopf so, daß nur die Nase Luft hat und die Schelmaugen, wie Sterne durch ein dichtes Gewölke, aus der Verwundung hervorblickeln. Höchst bereitwillig erbietet er sich, dem Physikus die Mühe des Kutschirens abzunehmen. Gar besorgt sagt er zu demselben: Er solle bei dem grauffigen Wetter die Chaise fest verschließen und es sich ganz behäbig sein lassen, er könne gut fahren. Das war dem Physikus lieb und recht und fort ging es durch Wind und Wetter, durch Roth und über Steine, als der Boden ein Spiegel und der Himmel ein Sternenglanz wäre.

Dem Physikus war wohl dabei und er verwunderte sich darüber, daß sein Klepper auf einmal ein so gewaltiger Renner geworden sei.

Es wäre gar Manchem nicht wohl zu Muth, wenn er wüßte, daß ihn ein Schelm an der Nase herum führt.

Im Dorfe angelangt, wird stille gehalten, der Chaisenschlag geöffnet, dem Physikus ein Haus gezeigt, und — fort ist der Schelm, gesehen und nicht mehr.

Der Arzt folgt der gegebenen Weisung, klopft an und wundert sich, daß man ihn so schlecht erwarte. Endlich kommt die Tochter vom Hause und fragt nach dem Begehrt. Der Arzt erklärte sich und aus Schrecken entfällt dem Mädchen das Licht.

Eines war dem Arzte bald klar, das nämlich, daß ein Schelm ihm zum Hauderer oder Lohnkutscher und zwar ohne Lohn gemacht hatte. Er

tröstete sich und ließ sein Köhlein den Heimweg suchen. Das Andere, das nämlich, warum dem Mädchen aus Schrecken das Licht entfallen war, stellte sich erst nach einiger Zeit heraus: Die Bosheit des Schelmen wollte dem Mädchen, das bei der Erklärung des Arztes Scham und Reue schlug, auch einen Spuck spielen — denn es mußte bald Hochzeit machen, um nicht vorher taufen lassen zu müssen. Wenn du Preller prellst, bist du, was er, nicht besser: ein Schelm aber ist in der Regel auch ein Bösewicht. Schluß: Wer nicht zum Habenfutter werden will, muß sich merken und darnach leben: Ehrlich währt am längsten.

### Napoleon und ein Hauptmann.

Bei einer der letzten Revuen, die Napoleon zu Ende des Januars 1814 hielt, überblickte er nachdenklich die Schaar seiner Tapfern, die bald nicht mehr unter seinen Fahnen stehen sollten. Plötzlich bemerkt er einen alten Soldaten, der kein anderes Zeichen als das eines Sergeanten trägt, und dessen verbranntes Gesicht, dessen blühende Augen, dessen kühne Haltung ihm bekannt scheinen. Der Kaiser winkt ihm vorzutreten, und schüchtern, erröthend tritt der tapfere Graubart vor. Theilnehmend fragt ihn der Kaiser nach seinem Namen, da er ihn vor langer Zeit gesehen, ohne sich der näheren Umstände zu erinnern. Noel, Guer Majestät, war die Antwort. — Und wo bist Du her? fragte er weiter. — Aus Paris. — Warst Du nicht mit in Italien? — Ja Sire! ich war auf der Brücke von Arcole. — Dort bist Du Sergeant geworden, wie ich mich erinnere! — Ja Sire, bei Marengo. — Und seitdem? — Seitdem — wiederholte Noel wehmüthig — seitdem — nichts weiter; ich war bei Ausserlig, bei Wagram, bei allen Schlachten! — Das habe ich von Dir erwartet; standest Du auf den Listen der Ehrenlegion? — Ja Sire, jedes Jahr. — Der Kaiser wendete sich an den Obristen des Regiments, er erkundigte sich nach Noel und erfährt, daß er einer jener besonnenen, tapfern, pflichttreuen Soldaten ist, deren stilles Verdienst gewöhnlich den Ausgang der Schlachten entscheidet. Ueberall hatte er sich ausgezeichnet, und da er nie begehrt, wurde er immer vergessen. Napoleon empfand die Ungerechtigkeit und wollte sie glänzend wieder gut machen. — Nimm das Kreuz, Freund Noel, sprach er, indem er das eigene von der Brust löste, um es an der des Soldaten zu befestigen, dann schlugen die Lambours auf ein Zeichen des Obersten einen Wirbel, während die ganze Colonne in erwartungsvollem Schweigen dasteht. Der Oberst führt den Sergeanten vor das Regiment und ruft mit lauter Stimme: Im Namen des Kaisers, der Sergeant Noel ist zum Unterleutnant ernannt. Jener, überrascht, will zum Kaiser

eifen, um seinen Dank auszusprechen, doch dieser steht ruhig und unbeweglich, als ließe er nur das Recht walten, ohne einen weitem persönlichen Antheil daran zu nehmen. Dann winkte er dem Obristen; der schwingt den Degen, die Trommeln wirbeln auf's Neue und er ruft mit lauter Stimme: Im Namen des Kaisers, der Unterlieutenant Noël ist zum Oberlieutenant ernannt. Der alte Krieger will sich dem Kaiser zu Füßen stürzen, allein der Oberst winkt zum dritten Male, die Trommeln ertönen, zum dritten Male ruft der Oberst: Im Namen des Kaisers, der Oberlieutenant Noël ist zum Capitain in seinem Regimente ernannt.

Während der brave Noël bleich, athemlos, mit überströmenden Augen wie zur Bildsäule erstarrt, dasetzt, heftet der Kaiser seinen ersten ausdrucksvollen Blick auf ihn, und indem er ihm mit der Hand einen stimmigen Gruß zuwinkt, sprengt er, von seinem Generalstab umgeben, weiter.

### Friedrich der Große

begegnete eines Tages einem Manne, der ziemlich lüderlich gekleidet war und ein Gläschen über den Durst getrunken hatte. Der König schien diesen Menschen früher einmal und zwar in der Kanzlei seines Ministers gesehen zu haben, wo er auch in der That als Schreiber angestellt war. Höchst aufgebracht über das lüderliche Aussehen des Preussischen Beamten, fragte der König ihn zornig: „Wie heißt Er? und wo dient Er?“ Der Schendrian antwortete mit betrunkenem Muthwillen: „Er heißt die dritte Person in der Declination der persönlichen Pronomen! und Er dient in der Kanzlei des Ministers Herzberg!“ — „Er Schlingel!“ rief der König noch zorniger als vorhin: „Er will mich die deutsche Grammatik lehren und Er weiß nicht einmal, daß der Eigenname, sobald der Artikel vor ihm steht, gebeugt wird? Erhält Er solchen Unterricht von seinem Chef, der sich so viel um deutsche Grammatik bemüht?“ Bei diesen Worten richtete der König seinen Mark und Bein durchdringenden Blick auf den Trunkenbold. Dieser gelangte dadurch augenblicklich zu seiner ganzen Besinnung, und mit einer Geistesgegenwart, die den König in Erstaunen setzte, antwortete er mit wahrhaft diplomatischem Kraßfuß: „Vor Eurer Königlichen Majestät muß sich Alles beugen, mag es einen Artikel vor sich haben oder nicht!“ „Nun, nun,“ entgegnete der König ein wenig lächelnd, „Er weiß Einen zufrieden zu stellen! Aber zum Friedensrichter möchte ich Ihn doch nicht machen, denn Er versteht mir zu gut, die eigentliche Bedeutung der Wörter zur uneigentlichen zu beugen. Nun gehe Er geraden Weges nach Hause, und beuge Er hinfüro das Gläschen nicht so sehr, sonst ist Er verlesen!“

### Der pfiffige Rechenmeister.

Ein Bauer hatte einen sehr leichten Dukaten. Vergeblich hatte er schon oft gesucht denselben los zu werden. Einst hatte er in der damals gerade sehr theuren Zeit viel Geld für seine Frucht gelöst, und machte daher auch einen starken Einkauf für seine Bedürfnisse in einem Kramladen. Er suchte dabei den Dukaten los zu werden; allein der pfiffige Ladendiener erklärte dem Bauer rund heraus: dieser Dukaten sei so schlecht, daß er ihn gar nicht brauchen könne. Nachdem der Bauer nach vielem Drücken mit anderm Gelde die ausgesuchte Waare bezahlt hatte, wurde er zuletzt noch von seinem Söhnlein gelobt habe, den fatalen Dukaten nicht wieder ins Haus zu bringen. Dieses Gelübdes sich jetzt wieder erinnernd, ersuchte nun der alte Hans den Ladendiener recht freundlich, den Dukaten zu wiegen und zu wechseln. Der Ladendiener holte die Goldwage, legte den einen Carolin in das eine und den beschnittenen Dukaten in das andere Wagschälchen derselben und fand den beschnittenen sechs und siebenzig Pf zu leicht; da man nun auf ein Pf Gold einen Groschen rechne, so thue er sein Möglichstes, wenn Hans noch drei gute Groschen zugebe. Ja, er habe noch einen Groschen Schaden dabei, doch wolle er aus alter Bekanntschaft und weil Hans immer bei ihm kaufe, es nicht so genau nehmen. Hans kratzte sich hinter den Ohren, legte druckend einen Groschen, dann zwei, und endlich noch einen halben Groschen hin und ging. Auf dem Wege rechnete er die Sache mit dem kleinen Hans durch. „Hänschen,“ sagte er kopfsüttelnd, „die Rechnung ist richtig, ich habe dem Kerl noch einen Sechser abgezwickelt, und um einen Groschen hat er sich sogar noch Schaden gethan.“



„Geh' und hole mir ein Pfund Tabak,“ sagte ein ungarischer Lieutenant zu seinem Gefreiten auf der Wache. „Das geht unmöglich, Herr Lieutenant, in fünf Minuten muß ich abgelöst.“ Nun so hole mir ein Viertel Pfund, dazu wird die Zeit schon noch reichen.“

### Die unschädliche Natter.

„Do Bua!“ sagte ein Bauer in Mundingen zu seinem Sohn, „bring de Sün amol die Kartoffle do!“ Der Junge gehorchte und aing in den Hof. Als er jedoch eben im Begriff war, die Thür des Schweinestalles zu öffnen, sah er aus einer Ritze desselben ein mächtig langes, gelbes Ding herausbaumeln, welches sehr verdächtig hin- und hergingelte. Entsetzt ließ er seine Erdäpfel fallen und lief zurück in die Stube. „Herr Jeseß, Herr Jeseß!“ schrie er seinem Vater entgegen, „im Saustall ischt a wüthig grause Natter!“ Dem Bauer blieb bei dieser Nachricht ein Nädle Stuttgarter Wurst, welches er eben zum Nachtbrod verzehren wollte, im Halse stecken. Doch faßte er bald wieder Muth, sagte einen gottesfürchtigen Spruch vor sich hin und ging mit einer Heugabel und einem Weil versehen in Gottes Namen auf den Schweinestall los. Wichtig, da schwänzte das verwünschte Ding immer noch aus der Ritze heraus.

So groß und so giftig hatte er es sich aber doch nicht gedacht und der Gedanke, es ohne Weisheit umzubringen, verjagte ihm bei dessen Anblick ganz und gar. „Lauf wos de fahnst zum Schmied!“ rief er deshalb seinem Jungen zu, „und sag em, er soll tapfer mit a paar Zange komme.“ — Der Junge lief, was er laufen konnte, und kam in wenigen Minuten mit dem Schmied und zehn bis zwölf Nachbarnleuten außer Athem zurück.

Jetzt ging das Debattiren los; kein Mensch wagte sich an das gefährliche Ding heran, bis sich endlich der Schmied dreimal räusperte, die Augen zukniff und mit einem mächtigen Stemm Eisen d'rauf losbieß. In diesem Augenblicke fing die Sau im Stalle d'rin ein mörderliches Geschrei an. Man riß die Thür auf, und sah, wie das Thier unter jämmerlichem Grunzen ein Ringels'rum lief und sich vergeblich an dem Schwanz zu lecken suchte. — Alle standen da und sperren Maul und Nase auf; aber Niemand sprach ein Wort. „Vater!“ sagte endlich der Sohn, „des Ding, des do aus dem Loch rausguckt hat, ist i glauube der Sauschwanz gewese und foi Natter!“ und so war's auch! —

### Straßburger Französisch.

Bei der Nationalgarde in S. . . . geschehen zuweilen drollige Ausfälle. Unter anderen war auch einst ein Bürgermann auf der Wache, dem die französische Sprache nicht geläufig war. Als die Reihe des Schiltwachtens an ihn kam, wurde ihm unter andern Instructionen bedeutet, er solle den Corporal mit der Wache heraukrufen, wenn der Ronde-Offizier oder Ronde-Major vorbeikomme und war mit den Worten: „Caporal, venez reconnaître ronde-officier.“ Als er nun diese letzten kommen hörte, die vorgeschriebenen Worte

aber nicht hersagen konnte, so rief er mit lauter Stimme auf gut Straßburgisch in die Wachtstube hinein: „Herr Caporal, komm' er doch e bessel erus (heraus), der Mann esch jez do, weiß er, der wo er vorhin gesait ghet, er wart uf 'ne mit ere Latern, er het em ebs ze saue!“

### Allerlei.

Der Jude am Krankenbette. „Herr Doktor! liebwerttester Herr Doktor! wie ich Se doch schäke — wie ich Se doch ehre! — Gott zuvor und Se darnach. — Aber helfen müssen Se meiner Kalle — is se mer gar zu lieb, die Kalle. — Verschreiben Se: was Se nur denken, das ihr helfen thut, — und wenn er fall kosten ä Loqedor der Tropfen — all's will ich schaffen, so viel Loqedor, so viel Tropfen — und kanen beschnittenen, s' Gott gelobt! — kanen — nur schreiben Se!“

Da setzte sich der Doktor und schrieb, und reichte dem Israeliten das Rezept dar.

„Na, was meinen Se, Herr Doktor! was wird kosten die Latwerge?“

„Höchstens sechs Groschen.“

„Na, und wie wir, se schmecken, de Latwerge.“

„Wie wird sie schmecken — schlecht, sehr schlecht, wie jede Latwerge.“

„Waib geschrien! Secht Groschen für ebs Schlectes. — Können wir's nicht zur Hälfte machen lassen, das Rezeptchen? — Wenn's er nu nicht schmeckt, der Kalle, was thun mer denn mit der Latwerge?“ —

— Zu Ende der letzten Leipziger Neujahrsmesse ging eine alte Frau, die mit Blechlöffeln handelte, so recht langsam des Weges. Da begegnete ihr ein lustiger Mann und sprach: „Na, Mütterchen, wie geht's Geschäft?“ — „Schlecht, quats Herrchen,“ erwiderte die Alte. „Grade wie bei so enen Kranken, alle zwee Stunden enen Glöffel.“

— Der Thierarzt Rothhuber war ein närrischer Kauz. Einst empfahl er sich aus einer Gesellschaft mit folgenden Worten: „Adio; meine Herren, ich kann mich nimmer aufhalten, hab heut schrecklich viel zu thun, grad hab ich müssen 25 Ochsen Aderlassen und jetzt schickt noch der Magistrat nach mir.“

— Mehrere Gäste ließen sich Stoffsische bereiten und begehrten die Portionen bei dem Wirthe selbst. Dieser, um keinen der Gäste zu vermissen, überzählte dieselben noch einmal mit den Worten: „Eins, zwei, drei, vier, fünf Stoffsische!“

— Eine Frau, welche eine neue Magd in Dienst annehmen hatte, will in ihrer Hausabhaltung etwas nachsehen, öffnet einen Kasten und siehe: Heraus mit bedächtigem Schritt ein Kriegsknecht tritt. Der junge schmucke Burich spricht sein verlegenes: „Guten Morgen, Madame!“ war-

tet aber das Ende der Ueberraschung nicht ab — und empfiehlt sich vielmehr alsobald. Die bestürzte Frau läßt ihn auch ungehindert ziehen, aber nun wird die neue Magd tüchtig abkapitelt. Die aber tröstet ihre Gebieterin mit der Antwort: „Dear got mi nex an, gnäd'ge Frau! Dear isch no von dear Vorrig dau.“

## Zur Landwirthschaft.

### Kennzeichen der verschiedenen Bodenarten.

Der Rheinländische Hausfreund hat im vorigen Jahre seine Leser mit den verschiedenen Bodenarten bekannt gemacht. Er hat es gethan, weil diese Kenntniß dem Landmanne höchst wichtig ist, und weil er auch sein Schwerlein zu einem gediegenen Feldbaue beitragen möchte. Nun kann Einer wissen, was es für Bodenarten gibt, aber nicht, woran man dieselben kennt. Er theilt daher dieses Jahr mit, wie und woran die Bodenarten zu erkennen sind, oder die Kennzeichen derselben.

Nimmt ein vernünftiger Mann, bei Allem, was er thut, seine fünf Sinne zusammen, so nimmt auch der praktische Landmann bei der Prüfung der Bodenarten vorzüglich seine leiblichen Sinne zu Hilfe und theilt die Kennzeichen ein, in solche a. für das Auge.

Er sagt, ist der Boden weiß, so enthält er Kalk oder Gyps; ist er gelblich oder röthlich, Eisen mit Thon oder Kalk; ist er dunkelbraun oder schwärzlich, Humus. Zeigt sich diese Farbe aber, wo früher Versumpfung stattgefunden, so zelet sie Moor- oder Torfboden an. Nach einem Regen schließt der Landmann: Dieser Boden bleibt lange feucht, er enthält Thon; er vertrocknet schnell und ist daher Sandboden; er läßt den Regen nicht leicht eindringen, er ist stark thonhaltig, oder er läßt das Wasser leicht durch, ist Sandboden oder kalkhaltig. Bei der Bearbeitung des Feldes macht der denkende Landmann die Bemerkungen: Die Pflugschnitte sind glänzend und zerfallen schwer, es ist schwerer Lehm- oder Thonboden; zerbröckeln und zerfallen diese Pflugschnitte aber nach einiger Zeit, so ist es Kalk oder Mergelboden. Erhält man keine glänzende Schnitte oder Schollen, wenn das Feld in feuchtem Zustande mit dem Pfluge bearbeitet wird, so ist es Sandboden oder lehmiger Sand. Große Erdschollen nach dem Bearbeiten und Rigen und Spalten bei großer Trockenheit verrathen gleichfalls den Thonboden, im andern Falle nähert sich der Boden um so mehr dem Sandboden, je weniger dies stattfindet. Geht die Bearbeitung des Ackers in feuchtem Zustande schwer vor sich, weil die Erde zu sehr an die Werkzeuge anhängt, so ist dies ein Kennzeichen des Thonbodens; je weniger er sich dagegen anhängt, desto mehr hat man es mit Sand, Kalk oder Humus zu thun. Will man sich bestimmt von dem Hu-

musgehalte überzeugen, so darf man nur von der Erde mit Wasser aufkochen; bekommt die Brühe eine braungelbe Farbe, so ist Humus vorhanden, je farbloser, desto weniger. Oder man brennt ein Stück im Feuer, ist sie nachher innerhalb schwärzlich, so deutet dies auf Humus; fehlt die schwärzliche Farbe, so ist Mangel an Humus vorhanden. Will man sich bei anscheinenden Kalk- oder Mergelboden auf die Farbe nicht verlassen, so zerreibt man die Erde fein und gießt starken Essig, eine Säure, oder gute Linte darauf, so wird sich ein Aufbrausen zeigen, wie wenn man zerstoßene Kreide in Linte wirft, sofern der Boden wirklich ein Kalk- oder Mergelboden ist; zeigt sich dies Aufbrausen nicht, so ist kein Kalk vorhanden.

Der verständige Landmann weiß nicht nur die Anpflanzung des Ackers nach der Bodenart einzurichten, sondern er schließt auch von den Pflanzen auf die Bodenart zurück. Er weiß, daß der Huf- lattich, Salbei, Hopfenklee, die Hauhechel, Brom- beere, Ackerweide, Ackerdistel, Ackerminze u. s. w. kalkhaltigen Thon- oder Mergelboden lieben, und daß der Boden kalklos ist, wenn diese Pflanzen nicht gerne auf ihm wuchern. Den nassen Boden suchen sich die Rindgräser, Binfen, Kandelwisch u. s. w. aus und solche Wiesen liefern dann diese sogenannten sauern Pflanzen als saures Futter. Findet der Landmann, daß auf einem Boden die Luzerne, der Esper, der dreiblättrige Klee u. s. f. gut fortkommen, so weiß er, daß der Boden kalk- oder mergelhaltig ist; es ist dagegen ein schwerer oder thonhaltiger, wenn darauf der Weizen und Dinkel, und eine leichte Bodenart, wenn vorzüglich die Kartoffeln, der Roggen und Buchweizen darauf wohl gerathen.

### b. Kennzeichen für das Gefühl.

Nimmt der erfahrene Landmann eine Handvoll Erde, reibt dieselbe zwischen den Fingern und sie ist rauh, so sagt er: sie enthält groben Sand, ist lose und daher leicht zu bearbeiten; fühlt sie sich aber kalt, sanft und fettig an, so enthält sie, insbesondere bei dunkler Farbe, viel Thon, ist bündig und schwer zu bearbeiten. Will man sich von dem Sandgehalte genauer überzeugen, so darf man nur

### c. das Ohr oder Gehör

anwenden. Man nimmt nämlich die Erde am besten in ein irdenes Schüsselchen und zerreibt sie, ist Sand darin, so hört man einen kräftigen, knirschenden Ton — wer aber seine Zähne nicht schonen mag, darf die Erde nur zwischen denselben zermalmen wollen, der etwaige Sand wird sich ganz empfindlich und knirschend kund geben.

### d. Auch den Geruch

kann man in Anwendung bringen, insbesondere den Thonboden kennen zu lernen. Haucht man die Erde an, und sie riecht nachher, wie ein angebauch-

ter Sandstein, so ist dies der eigenthümliche Geruch des Thones. Fehlt dieser Geruch, so ist es Sand- oder Kalkboden. Knirscht er also beim Zerbeißen nicht, so muß es Kalkboden sein.

Diese Kennzeichen sind höchst einfach; wendet man verschiedene an, so kann es sich auch nur bei einiger Uebung gar nicht fehlen, die Bodenart so weit kennen zu lernen, als durchaus für den Landmann notwendig ist. Diese Kenntniß wird ihm aber vorzüglich dann zu gute kommen, wenn er außerhalb seiner Gemarkung Güterankäufe zu machen hat, oder Pachtfelder übernehmen will.

### Weltbegebenheiten.

Ein alter, griechischer Weise sagt, der Mensch sei ein politisches Thier. Wenn man die politischen Ansichten mancher Menschen prüft, meint man allerdings, sie seien politische Thiere und zwar entweder Bären oder Affen. Daß ein Mensch sich um die Schicksale seiner Brüder auch in den fernsten Erdtheilen bekümmert und nicht für sich allein lebt, wie ein Hamster, gereicht ihm nur zum Lobe und Nutzen. Zum Lobe, daß er seine Stellung in der Welt erkennt, nach welcher jeder Mensch für jeden andern da ist, und zum Nutzen, daß er aus den Schicksalen Anderer weise Lehren für sich zieht. Zum Exempel: Er hört, daß die Irländer mit fast satanischer Freude in das Häußchen lachen, wenn die Engländer in China oder Indien eine Schlappe bekommen. Er fragt, warum thun sie das? Man antwortet ihm: diese Engländer haben auf herzlose Weise das arme irische Volk geknechtet und systematisch ruiniert. Er denkt: So flehn die Aftien und die Lehre? Man braucht keine Laterne anzuzünden, noch eine Brille anzusetzen, man findet sie mit bloßen Augen.

Wir denken uns nun, wir säßen bei unsern lieben Lesern nach heißer Arbeit bei einem Schöpplein in Gesellschaft, hätten die nimmuzigen Karten und Würfel beiseit geschoben und plauderten mit ihnen von den letzten Weltbegebenheiten. Und von was sollten wir da zuerst plaudern. Von dem, was uns am meisten am Herzen liegt, von unsern lieben, deutschen Vaterlande.

**Deutschland.** Wenn Vetter und Schwäger einander besuchen, so sagen wir: Sie stehen gut miteinander und das freut uns. Es muß uns aber noch mehr freuen, wenn Kaiser, die erst Feinde waren, freundschaftlich zusammenkommen und zwar bei einem deutschen Könige.

Fast auf den Tag waren es 42 Jahre, als in Paris (26. Sept. 1815) die heilige Allianz geschlossen wurde, als in Stuttgart der Kaiser von Rußland und der von Frankreich zusammenkamen. Am 24. Sept. 1857 kam Alexander II. und Tags darauf Napoleon III. dort an. Auch die Saarin war mit der Königin von Griechenland gleichzeitig dort.

Zeitungsreiber und Diplomaten wollten Allerschand vermuthen, es war meistens dummes Zeug; denn was die hohen Herren dort miteinander ausgemacht, haben sie hübsch für sich behalten und nicht an die große Glocke gehängt.

Der Kaiser von Oesterreich hätte aber fast zu dieser Zusammenkunft ein böses Gesicht gemacht. Nachdem aber Napoleon III. den Stuttgartern 3000 fl. als Gastgeschenk hinterlassen hatte, reiste er nach Weimar und umarmte und küßte vor allem Volke den Kaiser Franz Joseph von Oesterreich. Wir denken, sie haben es ehrlich miteinander gemeint und freuen uns herzlich des Friedensfußes. Fast gleichzeitig haben vornehme Lämmel das Denkmal unsern großen Naturforschers Oken (gebürtig aber Noblabach bei Offenburg) in Jena gesteinigt. Das stach wüst ab gegen den Kaiserfuß.

Indessen die Engländer Auswanderer nach Australien auch auf deutschen Boden suchten, erließ Kurhessen gegen die allzu große Auswanderungslust eine Verordnung, nach welcher Jeder mit Buße und Gefängniß bestraft wird, der einen heftigen Unterthanen zur Auswanderung verleitet. In Preußen ist an Stelle des kranken Königs der Prinz von Preußen jetzt Regent.

Mainz ist durch eine Pulverexplosion stark mitgenommen worden. Einige Menschen küßten das Leben ein, viele wurden verwundet und der Schaden wird auf etwa 2 Millionen geschätzt.

Unsere Schleswig-Holsteiner Brüder sind übel dran. Da sich der deutsche Bund ihrer annehmen will, will Dänemark keine Antwort mehr geben. Sollten denen die Zähne so fest aufeinander sitzen, daß man sie ihnen nicht auseinander bringen könnte?

**Frankreich.** Ein Paar Italiener wollten am 14. Januar die Franzosen beschämen und haben Handgranaten geworfen, als der Kaiser und die Kaiserin in das Theater fuhren. Es hat beiden nichts gethan, aber 8 Personen sollen dabei um's Leben und 156 verwundet worden sein. Die saubern Gesellen heißen Pieri und Orsini, welche am 13. März Morgens halb 7 Uhr die tohlen Köpfe verloren haben, Rudio, den man vor dem Attentat schon erwischte und welcher lebenslängliche Galeerenstrafe erhielt, wie auch Gomez und ein gewisser Bernard ist in England verhaftet worden. Dabei hat man sehen können, wozu die Krinolinen auch gut sind; denn sie haben einer Dame das Leben gerettet, indem die Kugel durch den Reifrock und die vielen Unterröcke nicht durchdringen konnte. Der Kaiser hat drauf Sicherheitsmaßregeln getroffen, die dem Auslande nicht gefallen, indem man durch einen theuern Paß nach Frankreich gelangen kann. Auch sind Batterien an Küstenpunkten wieder hergestellt worden, die seit 1813 entwannt waren. Dazu macht Frankreich außerordentliche Seerüstungen, hat auch den Soldatenstand um 42000 erhöht.

Wenn man den Frieden will, muß man zum

Krieg rüsten, sagt allerdings ein tröstliches Sprichwort, bis der Krieg kommt, wenn man genug gerüstet ist.

**Schweiz.** Die Schweizer wollen grün werden, haben nicht genug Wabl- u. andere Händel und meinen, der Kaiser von Frankreich stehe auf schwachen Füßen, man könne sich jetzt an ihm reiben. Sie möchten ihn gerne in's Pfefferland schicken, nicht bedenkend, daß er ihnen dafür Pfeffer schicken könne, der ihnen mehr als das Wasser aus den Augen treibe. Sie haben einen Invalidenfond von 500,000 Franken und ist schon für Weib und Kinder gesorgt, wenn in einem Kriege mit Frankreich die leeren Tschakos heim kommen sollten. So ist's, wenn man auf Krakeel sitzt!

**England.** Das berühmte Telegraphentau zwischen England und Amerika ist nun auch gelegt; aber es soll wieder beschädigt sein, so daß man nicht mehr wie anfangs zwischen beiden Welttheilen telegraphiren kann. Es ist aber noch Hoffnung vorhanden, das Tau wieder ausbessern zu können, namentlich da man entdeckt hat, an welcher Stelle auf dem Meeresboden es beschädigt ist. Wenn das Unternehmen gelingt, so ist es wohl das größte Wunderwerk auf Erden.

In Verbindung mit den Franzosen haben sie in China Canton erobert und zwar nur mit 5000 Mann gegen 25000 reguläre Truppen und 200,000 Milizen; Einer kämpfte also gegen 25. Wenn das wahr, müssen die Chinesen wüthende Helden sein. Mit dem Kaiser von China unterhandeln jetzt: Frankreich, England, Rußland und die Vereinigten Staaten Nordamerika. Und doch weiß man nicht, ob viele Hundes des Hasen Tod sind.—

In Indien haben die Engländer bösen Stand, denn sie stehen eigentlich nicht, sondern laufen hin und her, und was sie heute erobern, müssen sie morgen wieder aufgeben. Nicht weniger als vier Provinzen sind noch in den Händen der Insurrektion. Sie schickten abermals 10,000 Mann hinein, damit es 100,000 Mann sind, die nicht wissen, ob sie am Klima sterben, oder erhängt, verbrannt oder sonst auf eine Art umgebracht werden.

Die Engländer meinen eben, wenn sie nicht in Alles ihre Nase stecken und den Welthandel nicht hätten, gäbe es gar keinen Kaffee mehr bei uns. Verliert England Indien, so ist es um seine Macht gethan. Dies ist indessen nicht zu wünschen; denn wenn ein europäischer Staat fällt, fühlen alle andern den Schlag mit; denn jene Zeiten sind vorbei, wo der Ruin eines europäischen Staates zum Bauplatz für das Glück eines andern dienen könnte. Drum wollen wir im lieben, deutschen Vaterlande recht brav und treu zusammen halten.

Ferner droht für England ein neuer Streit mit Persien, nebst dem daß es Händel mit Sardinien hat.

**Rußland.** In Rußland herrscht ein erfreuliches Leben und Streben. Der neue Kaiser will nichts mehr von der Leibeigenschaft der Bauern wissen. Bereits ist dieselbe in 15 Gouvernements mit 20 Millionen Einwohnern aufgehoben. Da und dort protestirt allerdings der Adel dagegen, wo dann die Bauern Miene machen, zu revoltiren. Der liebe Gott wird aber den menschenfreundlichen Kaiser stärken und lang genug leben lassen, seine edle Absicht durchzuführen. Je größer das Reich, desto mehr tüchtige Leute braucht der Fürst; Sclaven aber sind keine rechten Leute. Der Kaiser will aber rechte Leute, drum öffnet er sein Reich dem Handel und den Eisenbahnen und da bringt in die finstern Gegenden immer mehr Licht und damit leibliches und geistiges Gedeihen. Der Kampf mit den Türken dauert fort.

**Türkei.** Die Türken haben sich überlebt und das Reich ist morsch und faul. Candia hat sich erhoben, weil eine ihm mäßige Besteuerung es drückt. In Bosnien fanden Kämpfe zwischen den Türken und Christen statt, denn die Unterdrückung der Christen soll seit der Krimmgeschichte eher zu, als abgenommen haben.

Der Fürst Danielo von Montenegro hat auch wieder einmal naseweise Türken, 25,000 an der Zahl, die die Grenze seines Landes überschritten, gar wüß heimgeschickt, oder vielmehr in seinen Bergen begraben. Man sagt, er werde von Rußland gegen die Türken unterstützt, und das und seine Berge sollen machen, daß er sich so lange halten kann.

**Spanien** hat einen Prinzen bekommen, und das wird hoffentlich dem langen Königinstreit ein Ende machen. Das arme Land hat ohnedies nicht weniger als 3500 Millionen Franken Nationalschuld. Wenn man da obenrein nicht weiß, wer Koch oder Kellner ist, so kann es immer nur schlimmer werden.

Vielleicht freut es unsere badische Leser zu erfahren, daß am 5. Juni v. J. der deutsche Bund bewilligt hat, eine Brücke von Kehl aus über den Rhein zu bauen. Sie ist auf 1,600,000 Franken veranschlagt, macht aber der guten Freundschaft wegen hüben und drüben Festungswerke nothwendig, die noch weit mehr kosten. Und das brauchte man Alles nicht, wenn der schöne Dom und das herrliche Elsaß wären, wohin sie gehören. Und wenn in Deutschland der ärmste Mann ein Millionär, so ist und bleibt es eine Schmach, daß wir deutsche Brüder unter welscher und fremder Herrschaft lassen. Wahrscheinlich macht deswegen der feinere Erwin in Steinbach, das Abbild des Erbauers des Straßburger Münsters, ein so trauriges Gesicht dem Elsaß zu.

Nach langer Prüfung hat der Himmel unsern Erbgroßherzog Ludwig von seinen Leiden erlöst. Friede seiner Asche und Heil und Segen Baden und seinem Regentenhaufe!